

## BESPRECHUNGEN

Harald Derschka, *Individuum und Persönlichkeit im Hochmittelalter* (Kohlhammer Urban Akademie), Stuttgart 2014 (W. Kohlhammer GmbH), 270 S.

In seiner 2013 erschienenen Habilitationsschrift ›Die Viersäftelehre als Persönlichkeitstheorie. Zur Weiterentwicklung eines antiken Konzepts im 12. Jahrhundert (Ostfildern) hat Harald Derschka gezeigt, dass im 12. Jahrhundert die antike medizinische Lehre von den vier Temperamenten konzeptionell zu einer Persönlichkeitstheorie weiterentwickelt worden ist, welche die auch heute noch geläufige Typologie der vier Charaktere des Sanguinikers, des Cholerikers, des Melancholikers und des Phlegmatikers umfasst. Die hier zu besprechende Studie ist begleitend entstanden und bettet den beobachteten Entwicklungsprozess ideen- bzw. geistesgeschichtlich – beide Begriffe begegnen – in die Zeit des Hochmittelalters ein. D. bezeichnet dies als Vorgang, einen «Ort» für die «hochmittelalterliche [...] Persönlichkeitstheorie» (7) zu finden und sieht sich bei diesem Vorhaben notwendig der bekannten Formel von der ›Entdeckung des Individuums‹ im Hochmittelalter» (9, vgl. 8) gegenübergestellt.

Unter der Voraussetzung, dass im 12. Jahrhundert Erweiterungen im «Wissen um die Komplexität des menschlichen Seelenlebens» und in «Entscheidungs- und Handlungsspielräume[n], die man dem Einzelnen zubilligte» (9) miteinander einhergingen, untersucht D. im ersten Teil seiner Studie (I) die in der erwähnten Formel vereinten begrifflichen Kategorien ›Entdeckung‹, ›Hochmittelalter‹ und ›Individuum‹. Zurecht hebt er darauf ab, dass die metaphorische Verwendung von ›Entdeckung‹ in diesem Zusammenhang nicht im Wortsinn sinnvoll ist, sondern nur einen historischen Prozess des Gewährwerdens des menschlichen Eigen-Seins bezeichnen kann. ›Hochmittelalter‹ führt D. zunächst zu dem berühmten Dictum Jacob Burckhardts vom Erwachen des «geistige[n] Individuum[s]» (13) in der Zeit der Renaissance und zu Annahmen über eine grundlegende Prägung der westlichen Gesellschaft und Kultur durch «Individualismus» (14 f.). Derlei gewichtige Veränderungen seien jedoch viel eher in einer Zeit tiefgreifender Umbrüche im politischen, gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und geistigen Leben, eben im Hochmittelalter und näherhin im 12. Jahrhundert, anzusetzen. Da ja ›Individuum‹, das im mittelalterlichen Latein nicht einzelne Menschen, sondern ontologisch wie logisch jedes einzeln Seiende bezeichnet, nicht erlaube, im Licht eines Quellenbegriffs ›Individualität‹ in ihren Spuren aufzuspüren, legt D. die modernen Bedeutungen von ›Individuum als Subjekt‹ in soziologischer Perspektive und ›Individuum als Persönlichkeit‹ in psychologischer Perspektive seinen weiteren historischen Überlegungen zugrunde (19 f.). Letzteres verweist auf den theoretischen Hintergrund der von D. verwendeten Terminologie: Mit der dif-

ferentiellen Psychologie William Sterns (1900) begann ›Persönlichkeit‹ den älteren Begriff ›Charakter‹ zu ersetzen (21). Der Anschluss an psychologische Persönlichkeitstheorien impliziert jedoch nicht den Versuch mittelalterliche Persönlichkeiten zu analysieren, sondern die Beobachtung des «mittelalterliche[n] Versuch[s], ›Persönlichkeit‹ zu fassen und zu erklären» (23).

Im zweiten, weitaus umfangreichsten Teil (II) sucht D. in elf Kapiteln «[d]ie Orte der Individualität im Hochmittelalter» (29) auf. Dabei ist ›Ort‹ offensichtlich nicht raumtheoretisch unterlegt, sondern im Sinn eines ›locus‹ in historischen, näherhin etwa ideen-, geistes-, mentalitätsgeschichtlichen Kontexten zu verstehen. Als Orte verzeichnet D. – mit je bestimmtem Artikel – Religion, Mönchtum, Philosophie, Recht, Literatur, bildende Kunst, Empfinden, Felder der sozialen Beziehungen (Gesellschaft, Herrschaft, Wirtschaft), Elemente der materiellen Kultur, Geld und Persönlichkeitstheorie. Als Bezugsrahmen fungiert der Raum des lateinischen Christentums in Europa.

Zurecht stellt D. Überlegungen zu dem dem christlichen Glauben inhärenten individualisierenden Potenzial an den Anfang seines Kapitels II.1, und zurecht verweist er dabei auf die Notwendigkeit zu historisieren: In den theologischen Vorstellungen über die Gottebenbildlichkeit des Menschen und die Menschlichkeit Jesu in Relation zu den Menschen lassen sich zum Hochmittelalter hin Verschiebungen beobachten, die eine persönliche Emotionalität im Verhältnis des Gläubigen zu Gott zu befördern geeignet sind. D. kreuzt diesen Befund mit dem christlichen Gebot der Demut, das insbesondere für die hochreflexive und daher zunächst individualitätsaffine Praxis von Mystikerinnen und Mystikern bedeutsam ist. Ebenso lassen sich Veränderungen in den Vorstellungen über das postmortale Ergehen der einzelnen Seelen feststellen, deren Zwischenzustand nun deutlicher an einem dritten Ort, dem Fegefeuer, lokalisiert wurde. Diesen Zustand zu verbessern war das Anliegen des Gebetsgedenkens, das, namentlich an die Einzelnen gebunden, mithilfe klösterlicher ›Libri memoriales‹ praktiziert wurde, die in der Anordnung der verzeichneten Namen Gruppenbindungen zu erkennen geben. Individualisierende Tendenzen führt D. auch für die Entwicklung der memorialen herrscherlichen Grabskulpturen an. Für besonders gravierend dürften die hochmittelalterlichen Verschiebungen im Verständnis von Sünde und Buße zu halten sein. In dem Maß, in dem nun die Absicht des Handelnden die Beurteilung einer Handlung prägen sollte, wurde Reue zum wesentlichen Modus der Vergebung einer Tat, wie D. an philosophisch-theologischen, aber auch literarischen Quellen zeigt. Für die Lebenspraxis der einzelnen Gläubigen einflussreich wurde der damit einhergehende Rekurs auf Selbstreflexion durch die Festschreibung der jährlichen Beichte für alle entscheidungsfähigen Christinnen und Christen in der Konstitution ›Omnis utriusque sexus‹ des vierten Laterankonzils von 1215 (40).

Diejenigen, die diese Veränderungen voranbrachten, waren meist Experten und Expertinnen geistlicher Lebensformen und unterlagen in spezifischer Weise deren Antagonismen hinsichtlich der eigenen Person. Vor dem Hintergrund der ›Regula Benedicti‹ diskutiert D. «[a]ntiindividualistische Tendenzen im mittelalterlichen Mönchtum» (II.2.1, 47), die sich in der Beschränkung von Bewegungsfreiheit und eigener Handlungsmächtigkeit sowie einer inneren Anpassung an die Ideale und

Praktiken des gemeinschaftlichen Lebens zeigten. Andererseits (II.2.2) kennt die ›Regula Benedicti‹ – wie andere Ordensregeln nach ihr auch – individuelle Varianz etwa in der klösterlichen Hierarchie oder bei der Berücksichtigung unterschiedlicher körperlicher Bedürfnisse einzelner Klostermitglieder. D. betont das Ausmaß der individuellen Auswirkungen der für den ganzen Menschen geforderten *conversio morum* und der beständigen Übung in der Selbsterkenntnis, die sich aus griechisch- wie hebräisch-antiken Traditionen herleiten lässt. Ein besonders wichtiges Kriterium für das Vorhandensein individueller Spielräume ist ›Freiwilligkeit‹. Sie stand bei den Debatten um die Oblation von Kindern in Rede (II.2.3). Zu den hochmittelalterlichen Neuerungen gehört, dass diese von den zeitgenössischen neuen Orden abgelehnt wurde. Detailliert weist D. nach, dass mit Mitteln des kanonischen Rechts sorgfältig auf das Alter beim Klostereintritt und gegebenenfalls -austritts geachtet wurde. Schließlich erwägt D. hochmittelalterliche Zeichen einer neuen Diversität und Pluralität und sucht sie sowohl in der Vielfalt der Orden, die im 11. sowie im früheren 13. Jahrhundert entstanden, als auch in Verschiebungen in der Hagiographie, die etwa Bettelordensbrüder als lebensnäher dargestellt erscheinen ließen.

Bis hierher sind Frauen in D.s Darlegungen nicht erwähnt worden. Wie spätere Kapitel sowie D.s stets präsente gedankliche Sorgfalt zeigen, dürfte dieser Umstand einer Überlegung geschuldet sein. Sie zu rekonstruieren ist misslich, aber Interpretationen der Leerstelle seien versucht. In Analogie zu ähnlichen, im Buch begegnenden Argumentationsmustern könnte implizit vorausgesetzt sein, dass für die grundlegenden Vorstellungen des christlichen Glaubens, etwa die Gleichheit aller vor dem christlichen Gott, die Kategorie Geschlecht unerheblich und daher nicht notwendig einzubeziehen sei. Ein solches Argument ließe sich auch für die Anwendbarkeit und Anwendung von Ordensregeln eröffnen, aber sowohl bei den hochmittelalterlichen monastischen Orden als auch bei den Bettelorden lässt sich zeigen, dass der Norm für alle – Mönche und Nonnen bzw. Brüder und Schwestern – Konstitutionen oder ähnliche Ordnungen beigegeben wurden, die geschlechterspezifisch ausgerichtet waren und dies angesichts der – etwa infolge des Fehlens eines weiblichen Priestertums – grundsätzlichen Asymmetrie im geistlichen Leben von Männern und Frauen auch sein mussten. Welche Auswirkungen diese Varianzen oder Differenzen auf Individualisierungsvorgänge in den geistlichen Praktiken von Frauen gehabt haben (könnten), bliebe trotz der inzwischen reicheren Forschung zu den geistlichen Lebensformen von Frauen näher zu untersuchen.

Im Bereich der Philosophie (II.3) findet D. bei womöglich infrage kommenden Themen keine methodisch adäquaten Wege vor, die «philosophische Inhalte als Belege für die Individualisierungstendenzen des 12. Jahrhunderts heranziehen» ließen (75). Allerdings vermag er im hochmittelalterlichen Wissenschaftsbetrieb Belege für eine offensichtlich steigende Wertschätzung autonomer eigener Erkenntnis- und Argumentationsleistungen zu erkennen. Im Recht, das in hochmittelalterlicher Zeit ein Gegenstand wissenschaftlicher Bearbeitung und vermehrter Codifizierung wurde (II.4), betrachtet D. den Übergang zur freien Verfügungsgewalt Einzelner über Grundstückeigentum und untersucht eherechtliche Bestimmungen und Praktiken hinsichtlich des Ehekonsenses. Im Strafrecht bezieht er die Entwicklung zu Strafen als Reaktion auf

eine als böse qualifizierte Tat und zum Geständnis als Beweismittel im Verfahren auf individualisierende Tendenzen im 12. Jahrhundert.

Im Kapitel zur Literatur (II.5) erlaubt D. der Frage nach dem Individuellen, herkömmliche Anordnungen historiographischer Texttypen ein wenig umzugruppieren: Ausgangspunkt ist das biographische Schreiben («[d]ie Biographie», 97), dem Hagiographie und Historiographie zugeordnet werden (II.5.1); letztere wird im Hochmittelalter zum Ort «wachsende[n] Verständnis[ses] der Historiographen für die Persönlichkeiten ihrer Akteure» (100). Die «Selbstbiographie» (II.5.2) gilt D. als «[e]in wichtiger Grenzfall der Biographie» (105). In drei Werken, den *«Monodiae»* des Guibert de Nogent-sous-Coucy, der *«Historia calamitatum»* des Petrus Abaelardus und den drei Büchern *«De rebus a se gestis»* des Giraldus Cambrensis sieht D. den «qualitativen Durchbruch» selbstreflexiven Schreibens im 12. Jahrhundert realisiert (107). Bei Briefen (II.5.3) setzt er die Zunahme von Korrespondenzen in Bezug zu hochmittelalterlichen Individualisierungstendenzen, ohne mögliche rhetorische Überarbeitungen und die Überlieferung von Briefen als Briefsammlung außer Acht zu lassen. Im Fall des höfischen Romans und der Heldenepik als den beiden Texttypen der fiktionalen Literatur (II.5.4), in denen Personenschilderungen auf Individualisierung hin befragt werden können, kann D. sich auf eine breite fachwissenschaftliche Diskussion stützen. Er bezieht darüberhinaus Dichtungslehren ein und diskutiert die Implikationen der im Hochmittelalter zunehmenden Nennung von Autornamen und inserierter auktorialer Selbstreflexion.

Im Kapitel zur bildenden Kunst (II.5.6) geht es D. vor dem Hintergrund der auch im Hochmittelalter nachweisbaren Meinung, dass jeder Mensch ein unverwechselbares, nur ihm eigenes Gesicht besitze, um typisierende und individualisierende Darstellungsformen bei Porträts und die Relation zur Wahrnehmung der Dargestellten als individuelle Menschen. Als einen Ort von Individualisierungsprozessen nimmt D. die Emotionalität des Menschen, «[d]as Empfinden» (II.7, 144) an und führt dies methodisch vorsichtig, gestützt auf Ergebnisse der mentalitätsgeschichtlich orientierten Forschung, in den Bereichen der Liebe zwischen Männern und Frauen (II.7.1) und des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern (II.7.2) aus. In dieser Perspektive lässt sich zurecht als ein Anzeichen der Denkbarkeit individuellen Handelns werten, dass in dem im Hochmittelalter zuerst auftretenden, als Narrativ kodierten Vorstellungskomplex der höfischen Liebe freiwilliges Handeln thematisiert wird. Überdies wurde über die Voraussetzung der beidseitigen Freiwilligkeit ein imaginiertes Raum der Freiheit eröffnet, in dem Frauen nicht als – gegebenenfalls in eine Ehe zu gebende – Sexualobjekte erschienen, sondern als eigenständig handelnde Subjekte. Dass die Erfahrung leidenschaftlicher Liebe Handeln bestimmen konnte, findet D. in größerer Breite belegt; er spricht von einem «grundlegenden Wandel der emotionalen Befindlichkeiten, der sich im 12. Jahrhundert für verschiedene Lebensbereiche nachweisen lässt.» (147). Die Spurensuche für neue Haltungen gegenüber Kindern gestaltet sich für das Hochmittelalter schwieriger, aber D. führt diverse Indizien zusammen, die auf Veränderungen in der Aufmerksamkeit für diese Lebensphase schließen lassen.

In den Kapiteln 8 bis 10 beschäftigt D. sich mit dem großen Feld der Beziehungen zwischen dem einzelnen Menschen und der ihn in gesellschaftlicher, politischer

und wirtschaftlicher Hinsicht umgebenden Welt. Er thematisiert, wie über zuletzt soziologische Theoriebildungen Individualisierung zu einem Indikator von Modernisierung und also zum Abgrenzungskriterium einer – insbesondere im Mittelalter verorteten – Vormoderne wurde. In der Mediävistik verfolgt er die Argumentationen um die unterschiedlichen Differenzierungsgrade der frühmittelalterlichen und der hochmittelalterlichen Gesellschaftsordnung und um Einflüsse der entstehenden städtischen Lebensformen. Zeitgenössische Aussagen zur Einordnung gesellschaftlicher Akteure werden in den Quellen aufgesucht (II.8). In den materiellen Überresten, insbesondere Häusern aller Art, sucht D. nach potenziellen Anzeichen von Privatheit oder Vereinzelung in den alltäglichen Lebensformen (II.9). Er hebt in einem eigenen Kapitel (II.10) hervor, dass die Produktion und der Umlauf von Geld, das als ein Individualisierung begünstigender Faktor angesehen werden kann, im 12. Jahrhundert signifikant zugenommen hätten.

Das den zweiten Teil beschließende Kapitel (II.11) ordnet die Persönlichkeitstheorie, wie D. sie in seinem oben erwähnten Buch untersucht hat, in sein reiches Panorama der Individualisierung indizierenden hochmittelalterlichen Orte ein. Die humorale Charaktertypologie des 12. Jahrhunderts habe erstmals eine reflektierte Verständigung über die Persönlichkeit von Menschen jenseits von Lebensalter, Geschlecht, sozialen Rollen oder moralischen Qualitäten ermöglicht (193). D. geht es jedoch auch um ein weiter reichendes Verständnis des von ihm an vielfältigen Zeichen wahrgenommenen «hochmittelalterlichen Individualisierungsschubes» (193). Mögliche Parameter dafür entfaltet er im dritten Teil seiner Studie über «[d]ie Struktur des hochmittelalterlichen Individualisierungsprozesses» (ebd.). D. bezieht sich dafür auf die genetische Erkenntnistheorie Jean Piagets in ihrer Anwendung durch den Mediävisten Charles M. Radding und den Anthropologen Christopher R. Hallpike. Radding zufolge ließen sich, vermittelt über als solche identifizierte strukturelle Analogien, das zweite und das dritte der vier Entwicklungsstadien der kindlichen kognitiven Entwicklung auf frühmittelalterliche und hochmittelalterliche Denkstile (195) – hier nicht weiter theoretisch unterlegt – beziehen. In der ethnologisch-anthropologischen Perspektive Hallpikes wären die Merkmale der weniger komplexen Umwelt so benannter «primitiver Völker» (196) mit der zweiten Phase, dem präoperatorischen Denken, zu verbinden. D. greift diese Argumente auf, um mit ihnen «die mediävistische Vermutung zu stützen, der mentalitätsgeschichtliche Bruch zwischen dem frühen und dem hohen Mittelalter sei eine Begleiterscheinung des Wandels von der archaischen frühmittelalterlichen zur komplexen hochmittelalterlichen Gesellschaft.» (197). Die Entstehung einer Persönlichkeitstheorie gerade im 12. Jahrhundert versteht D. daher «als Symptom eines grundlegenden Mentalitätswandels» (199). Die Implikationen in kulturtechnischer – etwa Lesen und Schreiben betreffend – oder auch vorstellungs- und wahrnehmungsgeschichtlicher Hinsicht, die D. anspricht, seien hier nur noch erwähnt.

D.s Studie ist eine weite Rezeption und eine intensive Diskussion zu wünschen, beschäftigt sie sich doch mit einer der größten Meistererzählungen, die die europäische Geschichte aufzuweisen hat. In dieser Breite sind die Phänomene und Entwicklungen, die für die historische Kontextualisierung von ‚Individuum‘ bzw. ‚Persönlichkeit‘ einzubeziehen sind oder sein könnten, in jüngerer Zeit nicht zusammengeführt worden.

D. argumentiert mit Umsicht; seine profunde Literaturkenntnis ist disziplinenübergreifend. Es gelingt ihm, die Theoriefähigkeit seiner Befunde zu profilieren und die derart gewonnenen Theorien mittels analogisierender Operationen mit modernen – genetischen – Theorien zu verbinden. Das resultierende Modell macht in höchst anregender, aber in seinen theoretischen Grundlagen auch kontrovers diskutierbarer Weise zentrale Aspekte einiger der mittelalterlichen Jahrhunderte transparent.

Sabine Schmolinsky

Lenka Jiroušková, *Der heilige Wikingerkönig Olav Haraldsson und sein hagiographisches Dossier. Text und Kontext der Passio Olavi* (mit kritischer Edition) (Mittellateinische Studien und Texte 46), Leiden/Boston 2014 (Brill), 2 Bde., 828 und 252 S.

Lenka Jiroušková hat mit diesem Buch ein beeindruckendes Werk vorgelegt, das nicht nur durch die philologische Genauigkeit im editorischen Teil, sondern vor allem auch durch das breite Spektrum der behandelten Themen und die kluge Argumentation des umfangreichen Analyseteils beeindruckt. Darüber hinaus zeigt sie eine umfassende Kenntnis auch der aktuellen skandinavischsprachigen Forschungsliteratur.

Über den norwegischen König und späteren Nationalheiligen Olav Haraldsson ist während des gesamten Mittelalters eine große Anzahl volkssprachiger Texte entstanden, in die alle direkt oder indirekt auch Informationen aus der *Passio Sancti Olavi* eingingen. Umso erstaunlicher ist es daher, dass dieser auch für die skandinavistische Mediävistik so grundlegende Text bislang nur in einer Edition aus dem Jahr 1881 vorliegt, die nur eine nicht repräsentative Handschrift wiedergibt. J. legt nun eine neue, kritische Edition vor, die auch noch bis dato unbekannte Handschriften berücksichtigt. Sowohl mit dieser Edition als auch mit ihren detaillierten Textanalysen leistet sie einen grundlegenden Beitrag zur Forschung über die volkssprachige Literatur über den norwegischen Nationalheiligen wie auch zu seiner literatur- und milieuhistorischen Kontextualisierung. So gründlich und umfassend wie in dieser Untersuchung wurde die *Passio Sancti Olavi* bislang noch nie im Rahmen der Forschung zur Rezeption und Wirkungsgeschichte des Heiligen Olavs behandelt. Sie ermöglicht damit nicht nur einen neuen Blick auf die volkssprachigen Werke über Olav, sondern man kann nun auch neue Erkenntnisse über die Kontextualisierung der volkssprachigen Texte im literarischen System des mittelalterlichen Skandinaviens gewinnen.

Das erste Kapitel des mehr als 800 Seiten umfassenden Analysebandes gibt einen Überblick über den historischen, kulturellen und literarischen Kontext der *Passio Sancti Olavi*, der durch die Belesenheit der Verfasserin und ihre umfassenden Kenntnisse der skandinavistischen Forschung beeindruckt. Sie gibt knapp, aber sehr konzise den aktuellen Forschungsstand wieder und bezieht auch die aktuellste skandinavischsprachige Fachliteratur ein.

Anschließend wird das Textcorpus in seinem überlieferungsgeschichtlichen Zusammenhang vorgestellt. J. zeigt in einem beeindruckenden minutiösen Textver-

gleich, dass der *Passio*-Teil und die Mirakel als zwei separate Überlieferungseinheiten betrachtet werden müssen. Durch ihren präzisen Textvergleich und darauf basierend philologisch sauber argumentierend beantwortet sie Fragen, die in der bisherigen Forschung zur ›*Passio Sancti Olavi*‹ seit langem zwar kontrovers, aber vor allem auf Spekulationen und Vermutungen gründend diskutiert wurden. So legt J. überzeugend dar, dass die für den *Passio*-Teil gültige Unterscheidung in eine lange und eine kurze Fassung sich für die Mirakel nicht nachweisen lässt. Im Hinblick auf den *Passio*-Teil beweist sie, dass die kurze Fassung (B) eine Kürzung der längeren Fassung (A) darstellt und dass nicht – wie bisweilen behauptet – A die Amplifikation von B ist. Sie macht aber auch deutlich, dass es sich bei B dennoch um ein selbständiges und in sich kohärentes Werk mit einer eigenen Intentionalität handelt, das den Olavstoff auf eigenständige – und wie sie später noch zeigen wird, kontextspezifische – Weise erfasst. Obwohl es insgesamt 50 Mirakel gibt, sind nur 22 davon in mehr als einer Handschrift überliefert, so dass sich die Fassungsfrage letztendlich nur bei 14 Mirakeln stellt, die in jeweils mindestens vier Handschriften erhalten sind. Es zeigt sich, dass sich zwar auch innerhalb der Mirakel mehrere Texte aufgrund der ihnen gemeinsamen Lesarten zu Gruppen bündeln lassen, dass aber die Handschriftengruppierung nicht der Fassungseinteilung des *Passio*-Teils entspricht. Aufgrund dieses Befundes kommt J. zu dem höchst plausiblen Schluss, dass es zwar für *Passio*-Teil und Mirakel jeweils verschiedene Überlieferungsmodi gegeben haben muss, dass aber beide Teile immer wieder in unterschiedlichen Kombinationen aufgezeichnet wurden, die von den Rezipienten als ›*Passio Sancti Olavi*‹ zu erkennen waren.

In der Forschung wird seit langem sehr kontrovers diskutiert, ob *Passio*-Teil und Mirakel Werk eines Autors, womöglich des norwegischen Erzbischofs Eystein, sein können. Um einer Antwort auf diese Frage näher kommen zu können, unterzieht J. *Passio*-Teil und Mirakel ausführlichen stilistischen Analysen, die hinsichtlich der methodologischen Reflexion und hinsichtlich ihrer Genauigkeit und Brillanz ihresgleichen suchen und die bisherige, auf wesentlich oberflächlicheren Untersuchungen basierende, Forschungsmeinung korrigieren. So kann sie zeigen, dass der *Passio*-Teil wesentlich komplexere stilistische Merkmale aufweist als die Mirakel, so dass man – entgegen der bisherigen Forschungsmeinung – nicht davon ausgehen kann, dass beide Teile vom selben Autor stammen. Darüber hinaus lässt die individuelle stilistische Gestaltung der Mirakel den von J. sehr vorsichtig formulierten, aber doch einleuchtenden, Schluss zu, dass die Mirakel eher als einzeln entstandene Erzählungen zu gelten haben. Durch die stilistische Analyse wird auch die singuläre Stellung der Handschrift Fountains deutlich, der bislang einzig edierten Handschrift der ›*Passio Sancti Olavi*‹, die somit prägend für alle bisherigen Ansichten über diesen Text war. Die detaillierte Analyse stellt klar, dass der Autor/Redaktor der nur in dieser Handschrift überlieferten Mirakel weder – wie bisher von einigen Forschern angenommen – der Autor/Redaktor der gesamten ›*Passio Sancti Olavi*‹ noch der ersten, auch in anderen Handschriften überlieferten Mirakel war. Diese Erkenntnis ist vor allem wichtig im Hinblick auf die Entstehungsgeschichte der ›*Passio Sancti Olavi*‹ und ihre Verortung in einem bestimmten historischen und kulturellen Umfeld. Damit ist diese Erkenntnis auch für die skandinavistische Forschung von großer Bedeutung, insbesondere im

Hinblick auf das Verhältnis von *Passio Sancti Olavi* und volkssprachiger Literatur über den norwegischen König.

Im Anschluss an ihre akribische Analyse der Text- und Überlieferungsgeschichte der *Passio Sancti Olavi* widmet sich J. der Kontextualisierung der erhaltenen Textzeugen. In bewundernswerter Kleinarbeit spürt sie sämtlichen Hinweisen nach, die eine Verortung des Textes in den regionalen Umfeldern ihrer handschriftlichen Überlieferung erlauben. Sie kommt dabei zu zum Teil höchst erstaunlichen Ergebnissen, die auch neues Licht auf die historische und kulturelle Bedeutung des norwegischen Missionskönigs werfen. Die Reihenfolge der behandelten Kontexte richtet sich dabei nach der Chronologie der Handschriften. Im ersten Kapitel dieses Teils, das den Kontext der *Passio* in England untersucht, wird deutlich, dass der Kult des norwegischen Königs in England schon ca. 150 Jahre vor dem Aufenthalt des norwegischen Erzbischofs Eystein in England belegt ist. Damit kann aber der norwegische Erzbischof nicht – wie vielfach in der älteren Forschung behauptet – die zentrale Rolle für die Verbreitung des Olavskultes gespielt haben. Auch im folgenden Kapitel, das den Kontext der Überlieferung in Frankreich untersucht, kann J. ältere Forschungsmeinungen korrigieren, indem sie zeigt, dass auch für die französischen Handschriften der bislang immer wieder postulierte Bezug zum norwegischen Erzbistum Nidaros und damit auch zu Erzbischof Eystein nicht bestand. In Nordfrankreich herrschte vor allem historiographisches und weniger hagiographisches Interesse an der Figur des norwegischen Königs. Die erstaunlichsten Ergebnisse zur Kontextualisierung kann J. in ihrem Kapitel über Skandinavien vorlegen, das sie mit 13 «neue[n] Beobachtungen zur *Passio Sancti Olavi* in Skandinavien» beschließt. Etwas weniger bescheiden kann man diese «Beobachtungen», die auch die Zwischenergebnisse der beiden vorhergehenden Kapitel in eine schlüssige Gesamtschau des Überlieferungskontextes einbinden, als komplette Korrektur der bisherigen Forschung bezeichnen. So zeigt sich z. B., dass Olav in Schweden mindestens ebenso früh wie in Norwegen verehrt worden sein muss. Obwohl in der älteren Forschung immer wieder der norwegische Erzbischof Eystein als Initiator der Olavsliturgie und auch der Olavshagiographie betrachtet wurde, sind handschriftliche Nachweise für eine norwegische Olavsliturgie erst ab dem 13. Jahrhundert zu finden; die ältesten Nachweise für ein Olavsoffizium und eine Olavsmesse stammen aus England. Auch bei den Benediktinern im nordfranzösischen Anchin ist früher als in Norwegen die Verehrung des Heiligen Olavs belegt. Dieser Befund lässt die höchst erstaunliche Schlussfolgerung zu, dass der Kult des Heiligen Olav zunächst nur auf die Region um Nidaros beschränkt war und sich erst viel später über ganz Norwegen verbreitete. Norwegische Historiker werden sich mit diesem Befund wie auch mit den daraus folgenden Schlussfolgerungen auseinandersetzen und etliche lange als selbstverständlich angenommene Ansichten revidieren müssen!

Das letzte Kapitel des Kontextualisierungsteils befasst sich mit der Rezeption der *Passio Sancti Olavi* bei den Augustinerchorherren im norddeutschen Raum. Die handschriftliche Überlieferung, die bis in die Zeit nach den ersten Druckfassungen fortbesteht, zeigt, dass der norwegische König Olav im gesamten norddeutschen Raum intensiv verehrt wurde. In diesem Kapitel stellt J. neue Quellen für die *Passio*

Sancti Olavi vor, die ihr erst kurz vor Drucklegung ihres Buches bekannt wurden und die sie daher – zumindest für ihre eigenen hohen Ansprüche – nur oberflächlich untersuchen konnte. Aber dennoch wird gerade in diesem Kapitel deutlich, dass jedes neue Zeugnis neue Hinweise auf Kult- und Kulturtransferwege aufzeigt. Gerade für die skandinavistische Forschung ist es höchst interessant zu sehen, wie sich die enge politische Verbindung zwischen den festlandskandinavischen Ländern auch in der literarischen Produktion spiegelt.

Während sich diese ersten neun Kapitel der Arbeit mit der Überlieferungs- und Textgeschichte der *Passio Sancti Olavi* befassen, untersucht J. in den nächsten Kapiteln inhaltliche Aspekte des Textes. In detaillierten und höchst akribischen Analysen befasst sie sich mit dem Bild des Heiligen in der *Passio* und mit der funktionalen Typologie der Olavsmirakel. Hier wird deutlich, dass das Bild des norwegischen Königs im *Passio*-Teil nicht dem des *rex iustus* entspricht, wie es aber die Königs-ideologie des norwegischen Erzbischofs Eystein vorsah. Vielmehr erscheint Olav im *Passio*-Teil vor allem als politischer König und Garant der irdischen Gerechtigkeit, dessen Heiligkeit sich in seinem Lebenswandel mit spezifisch monastisch gefärbten Eigenschaften manifestiert. Auch die Mirakel betonen die Gerechtigkeit des norwegischen Königs, instrumentalisieren sie nun aber für die kirchliche Justiz, speziell für die Kirchenjustiz des Erzbistums Nidaros. Hierbei ist jedoch zu beachten, dass – wie J. ja bereits in einem früheren Kapitel überzeugend dargelegt hat – Mirakel und *Passio* nicht vom selben Verfasser stammen können. Darüber hinaus sind die in Nidaros lokalisierten Mirakel nur in einer einzigen Handschrift überliefert, der Handschrift Fountains, die – wie ebenfalls bereits gezeigt – eine Sonderstellung in der Überlieferungsgeschichte der *Passio Sancti Olavi* einnimmt. Damit kann J. noch ein weiteres Argument dafür liefern, dass die Entstehung der *Passio* nicht im Umfeld des norwegischen Erzbistums zu verorten ist.

Abschließend wird das spätmittelalterliche *Nachleben* der *Passio Sancti Olavi* in den Recensiones II und III untersucht, in denen sich die politischen Entwicklungen Skandinaviens, vor allem der Einfluss der Hanse und die Kalmarer Union, spiegeln. Es wird deutlich, wie die *Passio* in neue Gebrauchskontexte integriert wurde und wie im späten Mittelalter die handschriftliche Überlieferung des Textes und erste gedruckte Versionen nicht nur nebeneinander existierten, sondern sich sogar gegenseitig beeinflussten. Das abschließende Kapitel XIII fasst noch einmal prägnant, aber im Grunde viel zu bescheiden alle Ergebnisse zusammen.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass J. eine fulminante Untersuchung vorgelegt hat. Sie analysiert ihr Material, zu dem auch etliche bislang noch unbekannte Handschriften der *Passio Sancti Olavi* zählen, mit großer philologischer Genauigkeit und Sorgfalt. Sie argumentiert vorsichtig, sehr selbstkritisch und methodisch sehr reflektiert und zieht überzeugende Schlussfolgerungen, wobei sie viel zu bescheiden ist, denn einige ihrer Ergebnisse revidieren die bisherige Forschung von Grund auf. Dabei vermeidet sie jegliche Spekulation; sie scheut sich nicht, Fragen offen zu lassen, wenn sie den Eindruck hat, dass ihr Material nicht ausreicht, um eine Antwort zu versuchen. Die Ergebnisse dieser auch sprachlich hervorragenden Arbeit sind auch für Nachbarfächer – vor allem natürlich die Nordistik, aber sicher auch für die Ang-

listik und Germanistik – von größtem Interesse. Als besonders wichtig sind hierbei die Kapitel zur Kontextualisierung der Handschriften sowie die Fallstudien hervorzuheben. Diese höchst beeindruckende Untersuchung überzeugt nicht nur durch die philologische Sorgfalt und das hohe theoretische und methodologische Reflexionsniveau, sondern sie wird für die mediävistische Forschung eine wichtige und künftig unverzichtbare Grundlage darstellen.

Stefanie Gropper

Diagramm und Text. Diagrammatische Strukturen und die Dynamisierung von Wissen und Erfahrung. Überstorfer Colloquium 2012, hg. von Eckart Conrad Lutz, Vera Jerjen und Christine Putzo, Wiesbaden 2014 (Reichert Verlag), 456 S., 154 Abb.

Diagramme sind seit einigen Jahren ein viel beachteter Gegenstand in verschiedenen geisteswissenschaftlichen Fächern. Das Spektrum der Fragen ist entsprechend groß. Sie betreffen nicht zuletzt das grundsätzliche Problem, was ein Diagramm überhaupt ist (etwa im Unterschied zum Bild, zur Karte oder zum Text), und unsere Kenntnis der Diagrammüberlieferung. Viele Studien verknüpfen systematische und historische Aspekte und untersuchen Potentiale des Diagramms und des Diagrammatischen an einem spezifischen Material. Der mediävistischen Forschung kommt auf diesem Gebiet ein hoher Stellenwert zu, da das Diagramm im Mittelalter eine besonders vielseitige und variantenreiche Verwendung fand.

Die Relevanz des Mittelalters, die Pluralität der Fragestellungen und die Multidisziplinarität in der Diagrammforschung vermittelt auch der vorliegende Band. Er versammelt fünfzehn Beiträge, die auf eine 2012 von dem germanistischen Teilprojekt ›Texte und Bilder – Bildung und Gespräch‹ der Universität Freiburg in der Schweiz im Rahmen des Nationalen Forschungsschwerpunktes ›Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven‹ veranstaltete Tagung zurückgehen. Das spezifische Interesse der Herausgeber/innen, das anhand des Titels schwer zu greifen ist, richtet sich der Einleitung von Eckart Conrad Lutz zufolge auf Diagramme sowie diagrammatisch geordnete Bilder und Texte des Mittelalters als Erscheinungsformen eines diagrammatischen Denkens (9–22). Ausgehend von den kosmologischen *rotae* in Isidors von Sevilla ›De natura rerum‹ wird darunter eine gedankliche Bewegung verstanden, die ein komplexes Ganzes von seinen Strukturelementen her zu erfassen sucht beziehungsweise das Einzelelement stets im Hinblick auf die geordnete Gesamtheit begreift. Dem Anliegen, diesem Denkmodus in der Analyse von Diagrammen, Bildern und Texten nachzugehen, sind die Autor/innen mit unterschiedlicher Intensität nachgekommen. Die Heterogenität der Beiträge mindert jedoch keinesfalls die Qualität des Bandes. Er liefert vielmehr einen material- wie aspektreichen Überblick über die aktuelle mediävistische Diagrammforschung, wobei der Schwerpunkt auf dem Hoch- und Spätmittelalter liegt.

Die grundlegende Frage nach den Typen und Funktionen des Diagramms behandelt Barbara Obrist für den Bereich der Kosmologie von der Spätantike bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts (45–78). Sie spricht dezidiert nicht von ›Diagrammen‹,

sondern, dem Wortgebrauch in den lateinischen Texten entsprechend, von «Figuren» (*figurae*). Diese Abgrenzung impliziert bereits eine Aussage über Status und Funktion, denn während Diagramme in der Geometrie der griechischen Antike Grundlage wie Gegenstand der Beweisführung waren, wurden die mittelalterlichen *figurae* zur Sphärenordnung, Zoneneinteilung oder zu den Quaternitäten des Kosmos den Textdarlegungen üblicherweise bestätigend oder zusammenfassend nachgeordnet. Neben der inhaltlichen und funktionalen Anbindung an den Text berücksichtigt O. die formale Gestaltung der *figurae*. Besonders interessant ist in dieser Hinsicht die noch genauer zu untersuchende Kombination geometrisch-abstrakter und figürlicher Elemente in *figurae* des 12. Jahrhunderts. O. bringt sie mit dem Aufkommen spekulativer theologischer und philosophischer Schriften in Verbindung und sieht in der Formgebung eine Verstärkung der im kosmologischen Denken und in jedem kosmologischen Diagramm präsenten Dichotomie zwischen den unsichtbaren Gegenständen der Vernunft und der sinnlichen Wahrnehmung.

Weitere Aspekte der Gestaltung kosmologischer Diagramme thematisiert Eric Ramírez-Weaver in seiner Analyse einer Abschrift des «*Dragmaticon philosophiae*» Wilhelms von Conches, die 1402 für den Prager Hof Wenzels IV. entstand (319–348). R.-W. bringt eine etwas unscharf bleibende Auffassung des Künstlerischen für die Arbeit der Buchmaler ein und fragt nach der «role of artistry in the communication and obfuscation of diagrammatic content» (324). Neben der Frage nach der Wissensvermittlung im Diagramm geht es ihm um die Semantik der ornamentalen Diagrammeinfassung sowie die politische Deutung figürlicher Elemente. Die Analyse bleibt jedoch erstaunlich inkonsequent, und der spezifische Bezug zu Hof und Herrscher wird nicht ausreichend plausibel. Zweifellos aber kommt den opulenten Diagrammen in dieser späten Abschrift ein besonderer Status zu.

Die Tradierung und Vertiefung kosmologischen Wissens durch die Auswahl und Anordnung von Diagrammen und Texten untersucht Hanna Vorholt anhand einer enzyklopädischen Sammelhandschrift in Tongerlo, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Umfeld der Universität Leuven entstand (95–121). V. zeigt, wie Inhalte des komplexen «*Sigillum Eternitatis*»-Diagramms nach Heymeric de Campo mit den folgenden Diagrammen unterschiedlicher Herkunft «entfaltet», das heißt aufgenommen und reflektiert werden. Auch die Zusammenstellung von Material aus dem deutlich älteren «*Liber Floridus*» (1121) des Lambert von St. Omer zeugt von einer «aktiven Rezeption der Wissensinhalte [in] ihrer spezifischen medialen Umsetzung» (121).

Einen vergleichbaren Umgang mit den Quellen stellt Felix Heinzer für Herrad von Hohenburg und ihren «*Hortus Deliciarum*» fest (157–174). Beispiel für die Kombination verschiedener Ikonographien und Texte ist insbesondere die diagrammatische Darstellung der Tugendleiter. Genauer widmet sich H. der sich über drei Seiten erstreckenden Schlusskonstellation, bestehend aus einem Bild zur Stiftung Hohenburgs, einem Gruppenbild der Nonnen sowie Liedtexten, «*Rithmi de monte Hohenburg*», die er als «intermedial angelegtes Erinnerungs- und Erwartungskontinuum» (171) versteht. Sein Vorschlag, diese Sequenz und letztlich den gesamten «*Hortus*» als Diagramm oder Zeugnis eines diagrammatischen Denkens aufzufassen, weil hier

topologische Bezüge und Ordnungen Sinneinheiten schaffen, wirft die Frage auf, wie sich räumliche Strukturen und Potentiale des Codex von denjenigen des Diagramms abgrenzen lassen.

Auf das Diagrammatische im Codex geht Christine Putzo ein (413–450). Sie setzt sich mit der Narrativität mittelalterlicher Erzähltexte auseinander und bestimmt sie als eine räumliche, diagrammatisch konstituierte Form, die in großer Abhängigkeit zur graphischen Erscheinung des Textes steht. Grundlage bildet eine Sybille Krämer entlehnte Auffassung des Diagrammatischen als visuell-topologische Repräsentation von Informationen, die den Rezeptionsvorgang steuert. Am Beispiel von Boccaccios ›Decamerone‹ macht P. nachvollziehbar, wie das Layout in Handschriften für eine systematische Veranschaulichung der narrativen Ebenen genutzt, auf diese Weise eine nicht-lineare Handhabung des Textes ermöglicht und die Bildung eines mentalen Modells der Erzählung gefördert wurde. Die Analyse von späten Abschriften des Apolloniusromans (um 1300) von Heinrich von Neustadt ist zwar weniger überzeugend, doch P.s These, spätmittelalterliche Autoren entwickelten die Strukturelemente ihrer Erzählungen unter Berücksichtigung der räumlichen Organisation des Textes im Codex, ist auch in transdisziplinärer Hinsicht hochinteressant.

Die Funktion, einen durch Vielfalt und Fülle des verhandelten Wissens unübersichtlich werdenden Text anschaulich zu gliedern, konnte auch einer Eingangsminiatur zukommen, wie Martina Backes am Beispiel des ›Breviari d'amor‹ des Matfre Ermengaud (Ende 13. Jh.) in einer Londoner Handschrift verdeutlicht (373–384). Die von Matfre als *arbre d'amor* bezeichnete Darstellung ist hier besonders komplex, da sie sich aus mehreren Diagrammen und Bildfeldern zusammensetzt. In dieser Bild-Text-Konstellation fungiert einerseits die Miniatur als Inhaltsüberblick, andererseits der Text als «erläuternder Kommentar zur diagrammatischen Darstellung» (383).

Eine systematische Analyse der didaktischen Prinzipien eines inhaltlich überreichen Textes liefert Vera Jerjen mit ihrem Beitrag über Thomasins von Zerclaere ›Welchen Gast‹ (1215) (349–372). Sie berücksichtigt die Wissensvermittlung im Text sowie in den Miniaturen – der Handschriften in Heidelberg und Wolfenbüttel – und versteht sie dort als diagrammatisch, wo sie sich ordnender Strukturen und Modelle bedient. Diagrammatische Interventionen haben demnach die Funktion, erfahrungsbezogene, die gesellschaftliche Wirklichkeit betreffende Inhalte zu systematisieren. Beispiele sind die aus der Kosmologie entlehnte ›rota höfischer Werte‹, das auf die Ikonographie der Tugendleiter zurückgehende ›Leiterdiagramm‹ oder die Orientierung an einer Systematik der Laster in der Diskussion der Kardinalwerte. Die genannten Diagramme bestehen aus figürlichen und abstrakt-geometrischen Elementen, was an die von Obrist erwähnten kosmologischen *figurae* des 12. Jahrhunderts erinnert, hier aber J.s These von den «Pendelbewegungen» (356) zwischen Erfahrung und gedanklicher Ordnung bei Thomasin stützt.

Ganz ähnlich untersucht Eckart Conrad Lutz die «Spannung zwischen diagrammatisch-epistemischen Strukturen und konkreter – erzählter und beim Leser vorhandener – Welterfahrung» (241–242) in den Historien Rodulf Glabers sowie der ›Oberrheinischen‹ und der ›Limburger Chronik‹ aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (241–286). Wie Jerjen sieht er das besondere Potential dieser Spannung

darin, den Leser zu einer Selbstverortung, einer Reflektion über sein Urteilen und Handeln anzustiften. Die Korrelation von Weltordnung und Weltgeschehen in den historiographischen Texten lässt L. zufolge erkennen, dass sich die Wahrnehmung des Geschehens innerhalb etablierter Ordnungen vollzog – etwa im Rahmen der Lehre von den drei Erdteilen und sechs Weltaltern, der Ständeordnung oder dem System der Kardinaltugenden. Er spitzt dies für Glaber zu, dessen Nachdenken über Geschichte bewusst an den Prinzipien eines Diagramms zu den kosmologischen Quaternitäten orientiert sei.

Mit der diagrammatischen Visualisierung von Geschichte beschäftigt sich Andrea Worm am Beispiel des *«Fasciculus Temporum»* von Werner Rolevinck in frühen Abschriften (nach 1471) und den ersten Drucken (1474) (287–317). Rolevinck ordnet die Heilsgeschichte entlang einer horizontalen, hier erstmals für die Spanne nach wie vor Christi Geburt mit Daten versehenen Zeitachse, die zum Pfingstereignis von einem dicht mit Text gefüllten Kreisdiagramm zur Aussendung der Apostel und Einsetzung der Kirche unterbrochen wird. W. erläutert die Systematik der Diagrammschriften sowie die formalen Bezüge zur Ordnung des Kosmos und zum Himmlischen Jerusalem. Die Syntheseleistung des Diagramms geht ihr zufolge in den Drucken durch Umverteilungen der Texte und Abänderungen der Form verloren. Angeregt durch die anderen Beiträge im Sammelband fragt man sich jedoch, ob nicht auch diesen gedruckten Varianten neue, nicht allein funktionale, sondern auch semantische Dimensionen zugesprochen werden können.

Jeffrey F. Hamburger erschließt neues Material und analysiert Form und Funktion der Diagramme in Bertholds von Nürnberg *«De misteriis et laudibus sancte crucis»* (1292) sowie *«De mysteriis et laudibus intemerate uirginis genitricis dei et domini nostri ihesu»* (1294) in der möglicherweise noch unter Aufsicht des Autors entstandenen Handschrift in Gotha (175–204). Die erste Abhandlung ist eine vereinfachende Umarbeitung, die zweite eine dem Lob Mariens dienende Ergänzung von Hrabanus Maurus' *«In honorem sanctae crucis»*. An die Stelle der berühmten *«carmina figurata»* treten nun Diagramme, die ungeachtet ihrer formalen Schlichtheit komplexe theologische Inhalte veranschaulichen. Hamburger verdeutlicht, wie dies mittels der Inschriften, einer bestimmten Farbikonographie sowie weniger figürlicher Elemente gelingt. Auffällig ist die *«offene Struktur»* der *«figurae»* Bertholds: Sie wirken wie immer wieder leicht abgeänderte Flächenarrangements von Kreisen, Quadraten und Rechtecken. Bemerkenswert ist außerdem, dass die formale Redundanz, die eine Orientierung erschwert und die Diagramme austauschbar erscheinen lässt, für Berthold und seine Rezipienten offenkundig kein Problem darstellte.

Steffen Bogens Beitrag über *«Das Diagramm als Spiel»* verleitet dazu, Bertholds Entwurfsprozess mit dem Verschieben von Spielsteinen auf dem Pergament zu vergleichen (385–412). B. allerdings fragt, inwieweit die Rezeption eines Diagramms und – in Anlehnung an Charles S. Peirce – seine Funktion als Medium des Denkens vom Brettspiel her verstanden werden können. Zentraler Gegenstand seiner Überlegungen sind die Miniaturen mit diagrammatischen Spielbrettern in dem um 1280 unter Mitwirkung des spanischen Königs Alfons des Weisen entstandenen *«Libro de los juegos»*. Über die graphischen Analogien hinaus sieht Bogen eine konzeptuelle

Ähnlichkeit von Diagrammen und Spielen – wie dem ›Schach der vier Jahreszeiten‹ oder dem ›Planetenschach‹ – in der Aktivität des Rezipienten, dessen Bewegungen einerseits durch Regeln vorbestimmt sind, andererseits nach eigenen Kombinationen erfolgen können. Mit dieser Dichotomie seien in der Funktionsweise des Diagramms wie des Spiels Bedingungen des räumlichen Handelns in der Welt enthalten.

Hier lässt sich Stefan Matters Betrachtung der Szenen aus dem Alten und Neuen Testament auf der Rückseite einer um 1470/75 gemalten Tafel, deren Vorderseite den Bußprediger Capestrano auf dem Domplatz in Bamberg zeigt, anschließen (205–240). Der Entwurf für die Rückseite geht demnach auf den Nürnberger Franziskaner Stephan Fridolin zurück, der sie wenig später als Vorbild für die Andachtsanleitungen in seinem ›Schatzbehalter‹ (1491) nutzte. Die Szenenfolge der Tafel setzte ein zuvor in mnemotechnisch ausgerichteten Predigtraktaten diagrammatisch konzipiertes Programm figürlich-narrativ um. Alle Varianten stellen M. zufolge Gerüste zur Verfügung, die einerseits Sinnbezüge vorgeben, andererseits «offen [sind] für zahlreiche Querverbindungen und Digressionen» (234).

Morgan Powell entwickelt eine komplexe Deutung des Bildprogramms des ›Speculum virginum‹ (1125/45) in der ältesten überlieferten Handschrift in London (123–156). Die in dem Dialog über das Klosterleben und die Christusbefolgung von Frauen als Gesprächsgrundlage dienenden Diagramme und diagrammatischen Bilder fungieren demnach – auch in ihrer materialen Umsetzung – als «the alternative to *scriptura*, that is, as the site of the virgins' own meditation on Scripture» (155). Sie sind demnach auf zweifache Weise ›spiegelnd‹ in den Dialog eingebettet: Zum einen eröffnen sie den Rezipientinnen Zugänge zu ihrer eigenen spirituellen Entwicklung und zur Selbsterkenntnis, zum anderen vermitteln sie den Erkenntnisweg, der im Dialog besprochen wird.

Der Band enthält weiterhin Beiträge von Jean-Claude Schmitt zu einer Typologie des Diagramms anhand der *figurae* im ›Liber Floridus‹ des Lambert von Saint-Omer (79–94) sowie von Michael Curschmann über Darstellungen kämpfender Ritter oder Krieger, die sich weit aus dem hier gesteckten Rahmen des Diagrammatischen fortbewegen (23–43). Der Sammelband ist sorgfältig redigiert und mit 154 zumeist ganzseitigen sowie farbigen Abbildungen im Anhang hervorragend ausgestattet.

Kathrin Müller

Benjamin Müsegades, Fürstliche Erziehung und Ausbildung im spätmittelalterlichen Reich (Mittelalter-Forschungen 47), Ostfildern 2014 (Thorbecke), V + 362 S.

Bildung hat Konjunktur (nicht nur) in der Geschichtswissenschaft – was fast ironisch klingt, ist jedoch eine bloße Beobachtung der Forschungslandschaft. Dieser Trend ist sehr zu begrüßen, nachdem Erziehung, Ausbildung, Expertendiskurse und andere Aspekte zuvor lange Zeit oft eher beiläufige Betrachtung in der Forschungsliteratur fanden. So liegt nun – kurz nach Gerrit Deutschländers thematisch benachbarter, aber doch unterschiedlich angelegter Arbeit (Dienen lernen, um zu herrschen.

Höfische Erziehung im ausgehenden Mittelalter (1450–1550), Berlin 2012) – mit der zügig gedruckten Greifswalder Dissertation des inzwischen in Heidelberg tätigen Historikers Benjamin Müsegades bereits eine zweite Untersuchung der höfischen Erziehung im Reich um 1500 vor. Ausgehend vom negativen Topos des Adligen als tumben Schwertkämpfers (etwa: *rex illiteratus quasi asinus coronatus*, 2) entwickelt M. in der Einleitung klar seine Fragestellung, Leitbegriffe und Versuchsanordnung. Erziehung versteht er «als Vermittlung von Wissen durch Dritte mit dem Ziel der Unterweisung und Schulung», Ausbildung hingegen «als die Vermittlung von Wissen durch Dritte im Hinblick auf eine spezifische Tätigkeit oder Fertigkeit, etwa eine Ausbildung im Fechten, Reiten oder Schwimmen» (10). Es geht ihm dabei weniger um das Ideal als vielmehr um die Praxis der Vermittlung, und so werden mit und vor den Inhalten und Methoden derselben insbesondere die sozialen Räume (heimischer bzw. auswärtiger Hof, Universitäten) und das Personal (Hofmeister, Adelserzieher oder kleinteiligere Spezialisten wie etwa Fechtmeister) in den Fokus genommen und bilden entsprechend die weiteren Gliederungspunkte der Arbeit.

Als historisches Sample wählt M. diejenigen (insgesamt 81) Söhne von Reichsfürsten, deren Geburt zwischen 1400 und 1526 lag und die später auch zur Herrschaft gelangten, sowie das sie begleitende Bildungspersonal. Zur Umsetzung des von ihm unternommenen kollektivbiographischen Ansatzes wertet er alle möglichen Quellen aus, nicht zuletzt Hofordnungen, Korrespondenzen, Rechnungen und historiographische Texte, und hat dafür neben der Aufnahme vorliegender Editionen auch 31 Archive besucht – ein ebenso beachtlicher wie zu lobender Umstand. Durch diesen großen Forschungsaufwand kann M. ein gleichermaßen breites wie tiefes Ergebnisbild generieren, das hier nur in wenigen Strichen skizziert werden kann: Die klassische Scheidung der Entwicklungs- und Ausbildungsphasen in *infantia* und *pueritia* lässt sich für praktisch alle Beispielpersonen erkennen. Im Verlauf der Letzteren fanden Besuche auswärtiger Höfe und/oder von Universitäten statt, die freilich selten zu höheren (oder überhaupt zu) Graduierungen führten. Dass mit Beginn der *pueritia* bei ausersehenen Herrschaftsnachfolgern zumeist auch ein eigener kleiner Hof begründet wurde, prägte auch das personale Umfeld dieser Phase. So standen oft genug zeitgleich sowohl Vermittler gelehrten Wissens als auch solche der adlig-höfischen Herrschafts- und Lebenspraxis dem werdenden Fürsten bei. Dass es dabei zu Konkurrenzen von Personal und Lehrstoff kam, war die wenig überraschende Folge. Kongruenzen zwischen diesen Sphären bot freilich die christliche Religion und die Unterweisung in ihr. Auffallend ist die noch wirksame Präponderanz «nichtschriftliche[r] Vermittlungstechniken» (262) beim adligen Wissen. Latein war übrigens – das sei an diesem Schriftort eigens erwähnt, zumal sich M. auf immerhin 17 Seiten damit eingehend befasst – durchweg, wie zu erwarten, Gegenstand der Ausbildung von Fürstensöhnen. Meisterschaft darin wurde aber offenbar nur selten erreicht. Bemerkenswert ist nicht zuletzt M.s Feststellung, mit wie vielen (verschiedenen) Wissensvermittlern die meisten Fürstensöhne im Laufe ihrer Ausbildung doch zu tun hatten.

In der Summe besticht die Arbeit durch ihre methodische und analytische Umsicht, die sprachliche Klarheit und die große Quellennähe. So gelingt es M., eine Kollektiv-

biographie der fürstlichen Auszubildenden und ihrer Wissensvermittler zu schreiben, die sowohl das Ganze untersucht und darlegt und doch gleichzeitig den Einzelfall und seine Geschichte Berücksichtigung finden lässt. Es handelt sich bei seiner Untersuchung mithin um einen wichtigen Beitrag zur Adels- wie zur Wissensgeschichte – und um ein sehr lesenswertes Buch.

Gabriel Zeilinger

Liber contra Antichristum, Liber de gentili et tribus sapientibus (Raimundi Lulli Opera Latina tomus XXXVI, Corpus Christianorum Continuatio Mediaevalis 264, op. 10–11), hg. von Pamela M. Beattie und Óscar de la Cruz Palma, Turnhout 2015 (Brepols Publishers), XXIII + 492 S.

Der Band XXXVI der Reihe ›Raimundi Lulli Opera latina› (= ROL) enthält die kritische Edition zweier Werke des Raimundus Lullus, die zwischen 1274 und 1276 zunächst auf Katalanisch verfasst worden sind. Die beiden vorliegenden Texte mit den Titeln ›Liber contra Antichristum› (op. 10) und ›Liber de gentili et tribus sapientibus› (op. 11) sind lateinische Übersetzungen der jeweiligen katalanischen Ursprungsversion. Op. 10 wurde von Pamela May Beattie ediert; Óscar de la Cruz hat op. 11 herausgegeben.

In ihrer Einleitung zum ›Liber contra Antichristum› (1290–1292 ?) stellt B. zuerst den historischen und literarischen Kontext (1–43) vor, in dem op. 10 entstanden ist. Ihre Auseinandersetzung mit den eschatologischen und apokalyptischen Betrachtungen (1–9) sowie der mittelalterlichen traditionellen Darstellung des Antichrist (10–15) helfen dem Leser, sowohl die Intention des Verfassers eines solchen Werkes zu verstehen, als auch die besondere Deutung des Themas zu begreifen. Lull geht es weder darum, ein apokalyptisches Szenarium zu beschreiben, noch eine genaue Bestimmung des Zeitpunkts der Ankunft des Antichrist anzubieten. Vielmehr will er den Widersachern des kommenden Antichrist anhand seiner *Ars* sachliche Argumente unterbreiten, um ihn besser zu bezwingen. Nach einer Analyse der Thematik des Antichrist in anderen Werken Lulls (15–22) stellt die Editorin die Struktur und den Inhalt des Werks (22–31) dar. Eine ausführliche und detaillierte Diskussion über die Datierung des Textes (31–43) schließt den ersten Teil der Einleitung ab. Hierbei erklärt B. die Zusammenhänge zwischen Lulls katalanischer und lateinischer Redaktion des Werkes. Auch mögliche Kontakte zwischen ihm und wichtigen zeitgenössischen Persönlichkeiten, die ihn zur lateinischen Übersetzung des Werkes inspiriert haben könnten, werden von ihr in Betracht gezogen und kontextualisiert.

Im darauffolgenden philologischen Teil der Einleitung (44–73) erläutert B. die Authentizität des Werkes und sowohl die katalanische wie auch die lateinische handschriftliche Überlieferung. Zudem erklärt sie die stilistischen Unterschiede zwischen dem katalanischen Original und der überarbeiteten lateinischen Übersetzung. Abschließend erläutert sie das *stemma codicum* sowie ihre Editionsriterien. Die edierte lateinische Fassung ist in fünf Handschriften erhalten: München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 10497 [olim O 125] (XIV/XV), ff. 167r–174r (= M); Paris, Bibliothèque nationale de France, lat. 15450 [*Electorium magnum*] (c. 1325),

ff. 534va–541vb (= E), München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 10565 (XVII), Int. IV, ff. 1r–17v (= M<sub>5</sub>), München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 10568 (XVII), ff. 155r–180v (= M<sub>6</sub>). Auf der Grundlage ihrer Kollationierung der Handschriften erklärt B. ihre editorischen Entscheidungen. Die Handschrift Mailand, Biblioteca Ambrosiana, N250 Sup. (XVI/XVII) enthält auf den ff. 47r–78r eine lateinische Übersetzung des ›Llibre contra Anticrist‹, die nach Ansicht der Herausgeberin vermutlich von Alonso de Proaza angefertigt wurde (48). Da diese Übersetzung von der ersten lateinischen Version abweicht und einer jüngeren Texttradition angehört, lässt B. sie für die *constitutio textus* außer Acht und bildet ihre Lesarten im Apparat nicht ab. Hingegen nimmt sie die Lesarten aus der Edition des katalanischen Textes ›Llibre contra Anticrist‹ (Nova edició de les obres de Ramon Llull [= NEORL III], hg. von G. Schib Torra, Palma de Mallorca 1996, 105–160) hinzu. Die *constitutio textus* basiert auf M und E, da M<sub>5</sub> und M<sub>6</sub> direkte Abschriften von E sind. B.s Edition und dokumentierte Einleitung sind das Ergebnis der langjährigen Forschung über den ›Liber contra Antichristum‹, dem sie bereits ihre Doktorarbeit gewidmet hat (dies., *Evangelization, Reform and Eschatology: Mission and Crusade in the Thought of Ramon Llull*, Toronto 1995).

Der ›Liber de gentili et tribus sapientibus‹ handelt von einem theologischen Dialog zwischen einem Juden, einem Christen und einem Sarazenen. Er beginnt mit der Begegnung von drei Vertretern der monotheistischen Religionen mit der Dame *Intelligentia* an einem *locus amoenus*, in dem fünf blühende Bäume stehen. Die Dame *Intelligentia* erklärt ihnen die Bedeutung dieser Bäume und deren Blüten, welche die inhaltliche Struktur und die Prinzipien der *Ars Lulliana* widerspiegeln. Anschließend betritt ein ungläubiger Heide die Szene, der die drei Weisen auffordert, die Grundsätze ihres Glaubens darzulegen (*Libri II, III und IV*). Der Heide, der wegen seines fehlenden Glaubens verzweifelt ist, hört den drei theologischen Vorträgen aufmerksam zu. Obwohl er seinen Glauben an Gott erlangt, hat dieses Werk, wie de la Cruz Palma (im Folgenden C.P.) mehrmals betont (z. B. 141), ein offenes Ende, da der Heide die Entscheidung für eine der drei Religionen offen lässt.

C.P. beginnt den Kommentar zu seiner Edition mit einer genauen Darstellung des Inhalts (127–151), wobei er bereits hier einige Interpretationswege aufzeigt und wichtige Überlieferungsunterschiede in der handschriftlichen Tradition hervorhebt. Nachdem er die Authentizität und die Datierung des Werks (1274–1283) geschildert hat (151–153), äußert C.P. seine Ansichten über eine eventuelle arabische Ursprungsversion des ›Liber de gentili‹. Diese Frage ergibt sich aus einer Passage im Prolog des Werks, worin Llull den sogenannten ›Llibre arabic del gentil‹ / ›Liber arabicus de gentili‹ erwähnt. Bis heute konnte nicht geklärt werden, auf welchen Text sich dieser Titel bezieht. In der Forschung werden unter anderem zwei Hypothesen in Erwägung gezogen. Einerseits ist es denkbar, dass Llull beim Verfassen des ›Liber de gentili‹ sich von einer arabischen Schrift inspirieren ließ, andererseits könnte er zuvor selbst eine erste arabische Version des Textes geschrieben haben. Von einer gründlichen Analyse der primären Quellen ausgehend, sowie aus einer gewissenhaften Studie der betreffenden Sekundärliteratur (153–183) schließt der Herausgeber eine arabische erste Version des Textes aus. In der Folge konzentriert er sich vielmehr

auf den kulturellen Kontext in Al-Andalus und auf den Balearen (164–183), in dem der ‹Liber de gentili› entstanden ist.

Eine Analyse des Stils der lateinischen Übersetzung (183–186) sowie eine Beschreibung der Handschriften und der schon vorliegenden Editionen (186–200) gehen der Rechtfertigung des *stemma codicum* (200–214) und der Darlegung der Editions-kriterien (214–215) voran. Dabei verweist der Herausgeber auf die vierzehn Textzeugen Paris, Bibliothèque nationale de France, lat. 16114 (antea 1289), ff. 15v–73r (= R); Paris, Bibliothèque nationale de France, lat. 15450 [*Electorium*] (c. 1325), ff. 458r–495r (= E); Berlin, Staatsbibliothek, lat. fol. 187 [Rose n. 465] (XIV), ff. 1r–51v (= G); München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 10497 [olim O 125] (XIV/XV), ff. 1ra–48ra (= M); Palma de Mallorca, Biblioteca Pública, ms. 1062 [olim L.97] (a. 1390), ff. 1r–106v (= P); Bologna, Biblioteca Universitaria, ms. 1732 [888] (XIV), ff. 2r–57v (= B); Oxford, Bodleian Library, Arch. Selden. B 25 (XIV/XV), ff. 90r–155r (= O); Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, Vat. lat. 9344 (XV), ff. 2r–62r (= V); Roma, Biblioteca Casanatense, ms. 1414 [olim D.I.5] (prim. med. XV), ff. 116ra–136va (= C); Mainz, Stadtbibliothek, II.234 (a. 1459), ff. 202v–264r (= N); Salamanca, Biblioteca de la Universidad, ms. 1875 (XV), ff. 1r–86v (= S); Mailand, Biblioteca Ambrosiana, A 208 Inf. (XV), ff. 2ra–55ra (= A); Palma de Mallorca, Biblioteca Pública, ms. 1032 [olim F.I: n. XXIII] (XV), f. 69vb (= P<sub>2</sub>); Paris, Bibliothèque Mazarine, ms. 3501 [olim 1390] (XVII/XVIII), ff. 170v–204v (= R<sub>2</sub>); Paris, Bibliothèque Mazarine, ms. 3506 [olim 2157] (XVII/XVIII), ff. 9v–118r (= R<sub>3</sub>); München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 10594 (XVIII), ff. 22r–144v (= M<sub>2</sub>); München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 10564 [olim O 148] (XVIII), Int. II, ff. 19r–97v (= M<sub>3</sub>); München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 10575 [olim O 140] (XVIII), Int. II, ff. 32v–165r (= M<sub>4</sub>); M<sub>4</sub>bis intus M<sub>4</sub> post f. 124. Im Apparat nimmt der Herausgeber die Lesarten aus zwei lateinischen Editionen auf: Liber de gentili et tribus sapientibus (Raymundi Lulli Opera II), hg. von Ivo Salzinger, Mainz 1722, 21–114 = Int. II, S. 1–94 (= *m*) und der jüngeren kritischen Edition (Raimundo Lulio, Libro del gentil y los tres sabios. [Biblioteca de Autores Cristianos 671 = Scriptorum mediaevalium et renascentium 2], hg. von M. Conde Salazar, Vorstudie von A. Gutiérrez, P. Pernil, Madrid 2007) (= *b*) sowie der Studie von E. Cerulli (II «Libro della Scala» e la questione delle fonti arabo-spagnole della Divina Commedia, Vatikanstadt 1949, 461–487) (= *c*). Hinsichtlich der *constitutio textus* wird der katalanische Text (Llibre de gentil e dels tres savis [Nova edició de les obres de Ramon Llull = NEORL II], hg. von A. BONNER, Palma de Mallorca 1993 [2001]) (= *cat.*) berücksichtigt. Für den ersten Teil des Textes bietet C. P. im Apparat alle Lesarten der handschriftlichen Überlieferung an, während er für den Rest eine Auswahl gemäß den Editions-kriterien der ROL trifft: Nach *Liber I*, Z. 290, fügt er die Varianten der Handschriften *R E G P O V* hinzu, die er als repräsentativ für das Stemma erachtet (215). Die Entscheidung, die Lesarten der alten Hs. *B* (XIV Jh.) in dieser Auswahl nicht zu berücksichtigen, wird von C. P. weder in der Rechtfertigung des Stemmas noch in der Darlegung der Editions-kriterien begründet.

Diese Edition erfüllt ein großes Desiderat der Forschung, die jetzt von dieser weiterführenden Arbeit von C. P. profitieren kann. Beide Editionen sind für die mediä-

vistische theologische und philosophische Forschung sowie für die Studien über Llull von großer Bedeutung. Dennoch gilt es zuletzt noch den Blick auf kleinere Mängel der beiden Editionen zu werfen: Das *existente quaelibet* in op. 10, S. 85, Z. 210 muss durch *existente qualibet* ersetzt werden, da es sich um einen *ablativus absolutus* handelt und die Hs. E (f. 535vb) die richtige Variante *qualibet* enthält. Das *in quodam pratum* in op. 11, S. 239, Z. 143 sollte mit *in quoddam pratum* korrigiert werden, da nur die Hs. C die *lectio quodam* überliefert (s. die ältesten Hss. R f. 19rb; C f. 116va; O f. 91v; G f. 2ra; V f. 4r; P f. 3r; B f. 5v; S f. 2v; N f. 206r; A f. 3). Des Weiteren ist es sinnvoll, *abortis* in op. 11, S. 234, Apparat Z. 55 als *ab ortis* zu lesen. Ebenso verlangt in op. 11, S. 248, Apparat Z. 304, R (f. 20va) die *lectio cogentibus* und nicht *cogitationibus*. In op. 11, S. 293, Apparat Z. 1033 weisen neben P, O und V auch R (f. 29ra), E (f. 462vb) und G (f. 10va) die *lectio in quam* anstelle von *in qua* auf. Diese kleinen Fehler, die in allen Editionen mit umfangreicher handschriftlicher Überlieferung auftreten können, vermindern keinesfalls den herausragenden Wert und die Leistung der vorliegenden Arbeiten, welche einen grundlegenden Beitrag zur Forschung über Llull und sein einflussreiches Werk darstellen. Carla Compagno

Die Augsburger Cantiones-Sammlung. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Michael Callsen. Spolia Berolinensia, Band 34. Hildesheim: Weidmann 2015. 385 S., 20 Abb. s.-w.

Der Augsburger Bibliothekar Günter Hägele entdeckte Anfang der 1990er Jahre im Rahmen der Beschreibung der lateinischen Folio-Handschriften der UB Augsburg im Cod. II. 1.2° 10, einem aus unterschiedlichen Teilen des 14./15. Jahrhunderts zusammengesetzten Band, einen Quinio mit 67 lateinischen Strophendichtungen (f. 232<sup>ra</sup>–241<sup>vb</sup>), deren Text am Schluss der letzten Seite abbricht. Es handelt sich um die – nicht fehlerfreie – Abschrift einer ursprünglich umfangreicheren Sammlung. Einzelne der in der Augsburger Sammlung überlieferten Dichtungen sind der Forschung aus anderen Handschriften seit langem bekannt, so das Artes-Lied inc. *Fundamentum arcium ponit grammatica* im Langen Ton des Marner. Der Großteil aber ist bislang unbekannt gewesen. Zwar ist Hägeles Entdeckung von Frieder Schanze und Burghart Wachinger umgehend in die Nachträge des Repertoriums der Sangsprüche und Meisterlieder eingearbeitet worden, soweit die Texte «in bekannten Meistertönen stehen» (RSM Bd. 5, Tübingen 1991, S. 647–651, das Zitat S. 647), und einzelne Forscherpersönlichkeiten wie Gisela Kornrumpf (München) haben sich sogleich des Fundes angenommen, doch erst 2004 konnte im Nachtrag des Verfasserlexikons Hägeles großer Artikel zur ‚Augsburger Cantionessammlung‘ erscheinen (VL 11, 2004, Sp. 173–180). Es fehlte indes bislang eine Edition der Texte, die nun in einer Kieler Dissertation vorgelegt wird. Der Ausgabe (S. 42–249) wird ein ausführlicher Kommentar an die Seite gestellt (S. 251–349). Er sucht der Verständnisschwierigkeit abzuhelfen, indem er zu jedem Text, nach dem Silben- und Reimschema des Tons, eine Paraphrase des Inhalts bietet, gefolgt von Notizen zu einzelnen Textstellen. Ein Register zu den Namen, ein Literaturverzeichnis sowie verkleinerte,

aber noch lesbare Abbildungen (s.-w.) des gesamten Quinio mit der Cationessammlung (S. 365–385) beschließen den Band. Eröffnet wird er durch eine umfangreiche Einleitung (S. 9–37). Ich gehe im Folgenden zunächst auf die Augsburger Sammlung ein und sodann auf die vorliegende Ausgabe.

Der Titulus bezeichnet den Gegenstand und den Gattungsbezug zur deutschsprachigen meisterlichen Sangspruchdichtung des 13./14. Jahrhunderts: *Hic notantur dictamina a diuersis magistris in diuersas melodias magistrorum vulgariter dictancium mensurata* (f. 232<sup>ra</sup>). Die in der Volkssprache tätigen «Meister» (*magistri*), nach deren Tönen (*melodie*) die lateinischen *dictamina* formal gestaltet (*mensurata*) sind, werden im Folgenden aufgeführt, *scilicet Vrownlob Regenbog Marner Popp Roumzlant Meychsner Premwenger etc.* (ebd.), es sind durch sangbare Dichtungen in der Volkssprache bekannte Ton- und Textautoren. Deren Töne sowie einige weitere werden genutzt für lateinische liedhafte und leichartige Dichtungen, deren Verfasser mit Namen in den einleitenden Rubra genannt werden und die vor der Entdeckung der Augsburger Sammlung unbekannt waren: aus der Zeit um 1300 sind die Estas (Latinisierung von mhd. *sumer*, «Sommer?»), Mersburg (mit 20 ihm in dieser Sammlung zugeschriebenen Dichtungen der produktivste Autor), Tilo und Dyetricus de Saldern; hinzukommen, teils aus dem weiteren 14. Jahrhundert teils mit ungesicherter Datierung Heinrich der Schreiber, ein Propst von Glogau, Witigo von Adelsdorf sowie ein Priester Wernher von Odrau (eine knappe Würdigung der Autoren mit plausiblen Datierungsvorschlägen bietet Callsen, S. 15–21).

Inhaltlich decken die «lateinischen Sangsprüche» (so Callsen, S. 22 u. ö.) durchaus wichtige Themenbereiche der deutschen Gattung Sangspruch ab: Geistliches (Gottes- und Marienlob, Trinität, Inkarnation, Kreuzverehrung), Moralisch-didaktisches (Warnung vor der Sünde, Zeitklage, Fortuna, Kirchenkritik, Artes) sowie mehrere Totenklagen.

Ausgesprochen vielfältig sind die Angaben der den einzelnen Texten vorangestellten Rubra, die sich teils auf den Autornamen, teils auf den Ton, teils auf den Gegenstand der Dichtung beziehen oder auch zwei oder drei solcher Angaben kombinieren: *Tilo ad commendacionem fortune* (Nr. 38), *Planctus Estatis de statu mundi* (Nr. 53) oder, auf einen Ton Frauenlobs bezogen, *Tylo in Wirgendruzzel* (Nr. 67); *Planctus Mersburch de statu Cleri* (Nr. 51) oder auch *Idem de eodem in eadem melodia* (Nr. 34), wenn der Autor der vorangehenden Lieder, hier Mersburg, das gleiche Thema (Priesterlehre) nochmals im gleichen Ton bearbeitet hat (hier Reinmars von Brennenberg Hofton), oder, wenn der gleiche Ton genutzt wird, *Eadem melodia* (Nr. 14 u. ö.). Die in diesen Fällen gebotene Übersetzung «In derselben Melodie» ist nicht glücklich gewählt, denn *melodia* meint, über «Melodie» hinausgehend, das gesamte Ensemble aus Versbau, Reimstruktur und Strophenform, das angemessener mit dem weitergehenden Begriffs des Tons zu fassen ist.

Die Sammlung lässt sich, freilich nur unscharf, in drei Gruppen gliedern, wobei der Ansatz einer Ordnung nach Tönen erkennbar ist (S. 10–15). Sie wird eröffnet durch eine Reihe von zum Teil leichartigen Dichtungen (Nr. 1–12), von denen einige als Tanzformen ausgewiesen sind: *gressus* «Schreittanz» (Nr. 2, 5), *saltus* «Springtanz» (Nr. 3, 6), *c(h)orea* «Reigen» (Nr. 9), in denen man zum Teil Vorformen der späteren

musikalischen Gattungen der Pavane und des Saltarello sehen kann (die Übersetzungen «Schrittweise/Schritttanz», «Sprungweise», so S. 73, 83 u. ö. bezeichnen nur ungenau die Gattung). Eine zweite Gruppe (Nr. 13–39), die «Kernsammlung», zeigt als «konstitutives Hauptelement die Verwendung deutscher Meistertöne für lateinische Lieder» (S. 13; zusammengestellt auf S. 354); ein «klarer Schwerpunkt auf moralischer Dichtung» ist feststellbar (S. 14). Eine dritte Gruppe (Nr. 40–67) enthält größtenteils Töne unbekannter Autoren, inhaltlich überwiegend moralische Dichtungen, doch lässt der Abbruch der Sammlung am Lagenende keine sichere Aussage zu.

Zusammenfassend stellt Callsen fest: «die Sammlung legt Zeugnis ab von der systematischen, gezielten, breit angelegten und konsequenten Beschäftigung lateinischer Literaten mit dem deutschen Sangspruch, sowohl seinen Formen, den Tönen, in denen die lateinischen Sangsprüche abgefasst sind, als auch seinen Inhalten» (S. 22).

Die Präsentation der Texte folgt der Handschrift hinsichtlich der Abfolge wie auch der Schreibung (unnötig der u/v-Ausgleich) und wird ergänzt durch eine das Verständnis fördernde Interpunktion. Der Schreiber hatte die Verse weitgehend ohne syntaktische Interpunktion und ohne die Formmarkierung von Reimpunkten notiert; der Herausgeber stellt durch das Absetzen der Verse und, bei Binnenreim, durch Spatien im Versinneren die hilfreiche Sichtbarkeit der Strophen- bzw. Versikelform her, die jedoch nicht immer eindeutig zu gewinnen ist. Der keineswegs fehlerlos überlieferte Text wird in der Regel überzeugend emendiert (Vieles hat Thomas Klein/Halle dazu beigetragen).

Das durchaus anspruchsvolle Formenrepertoire der zugrundeliegenden Töne war offenbar nicht leicht ins Lateinische umzusetzen. Immer wieder gibt es dunkle, ja schwer oder gar nicht verständliche Stellen. Von daher war es sinnvoll, ja unbedingt notwendig, den lateinischen Dichtungen eine deutsche Übersetzung gegenüberzustellen. Sie soll dem Leser ermöglichen, «sich einen Überblick über den Inhalt der Sammlung insgesamt oder der einzelnen Lieder zu verschaffen», und dies durch eine «zeilenparallele Übersetzung [...] Auf eine sprachliche Glättung, die zugunsten der literarischen, aber zulasten des wissenschaftlichen Wertes der Übersetzung gingen, wurde verzichtet.» (S. 34). Die hier unterstellte Opposition von sprachlicher Glätte und wissenschaftlichem Wert ist aber doch einigermaßen abwegig. Es ist eine merkwürdig sachfremde Vorstellung, dass der «wissenschaftliche Wert» einer Übersetzung nur durch zeilenparallele Wortwörtlichkeit zu erreichen sei. Im vorliegenden Fall findet man zwar zu jedem lateinischen Wort ein entsprechendes deutsches auf der gegenüberliegenden Seite, doch bietet die praktizierte «Wörtlichkeit» oftmals keine Hilfe zum Verständnis des Sinns: *Nam quamvis alis volitem Ycariis, / ex variis / fontibus caballinis / labiorum tinis / non haurio scientiam quam scio a supinis / sacris manare fontibus ad recte officinas.* «Denn obwohl ich mit ikarischen Flügeln fliege, / schöpfe ich nicht aus den diversen / Pferdetränken / mit den Kelchen der Lippen das Wissen, von dem ich weiß, dass es aus hohen heiligen Quellen zu den rechten Werkstätten führt.» (Nr. 21, v. 1–6, S. 127).

Die hier praktizierte «Wörtlichkeit» der Übersetzung ist deshalb in nicht wenigen Fällen als Verstehenshilfe untauglich. Sie bleibt ihrerseits oftmals dunkel und unklar, ist zum Teil rätselhafter als der lateinische Text: «Das rotgelbe Gold frisst die verhasste Raupe, unter der Spreu wird es begraben. Die Ernte im Weingarten bringt

wilde Reben.» (Nr. 40,4, S. 169). Stellen wie diese lassen den Benutzer ratlos. Eine gewisse Hilfe bieten die Inhaltsparaphrasen des Kommentars und die Erläuterungen zu einzelnen Stellen.

Im Folgenden gehe ich nur auf einige wenige Details ein, gereiht nach der Abfolge der Texte.

- 1,4 *promulgare* «sich verbreiten» (S. 43). Es ist vom einsetzenden Frühling die Rede, der sich «öffentlich bekanntmacht / in Szene setzt / auftritt».
- 1,16f. *Garrit avis / plurima* «es trällert der Vogel sehr Vieles»; eher: «viele Vögel zwitschern».
- 1,21 *unio mutua gravidat apīs gremium* «gegenseitige Einigkeit befruchtet den Schoß der Biene.» Mit *unio mutua* dürfte der Zeugungsakt gemeint sein. Vorschlag: «Zeugung schwängert den Schoß der Biene.»
- 5,32f. *virgo / parit, post partum inviolabilis* «brachte zur Welt und war nach der Geburt unverletzlich.» Die Jungfrau Maria gebiert Christus und ist gleichwohl in ihrer Jungfräulichkeit «unverletzt». Die Übersetzung «unverletzlich» verfehlt die dogmatische Dimension der Jungfrauengeburt. Das aus formalen Gründen gewählte *inviolabilis* (statt *inviolata*) passt sich in seiner Bedeutung der Sache an.
- 13 die Tonangabe *Guldein Vingerl* «goldenes Ringlein», bezieht sich auf die «ringförmige» Anlage des Abgesangs, dessen erster Vers mit dem letzten identisch ist. Die im Kommentar vorgeschlagene Lesung «*wingerl* «Wingert», also «Weingarten» (S. 279) ist unzutreffend.
- 13,31 *scaturit fons iste vivus Christus*. [...] «als Quelle dieser lebendige Christus hervorsprudelte» (S. 111). *Fons vivus* ist eine vielfach gebrauchte Metapher für Christus. Es «sprudelt also der lebendige Quell hervor, Christus.»
- 24 Thema dieser Strophe ist die Verkehrte Welt. Der Abgesang wird eröffnet durch: *Tenebrae diei proscrisperunt radium / et passus brevis excedit stadium / in longitudine*. (24,11–13) «Die Dunkelheit des Tages verbannte das Licht / und schon ein kurzer Schritt übertritt die Bahn / in ihrer Länge.» (S. 133). Gemeint ist vielmehr: «Dunkelheit bannte den (hellen) Strahl des Tages / und ein kurzer Schritt ist länger als ein Stadium (rd. 200 m)». Dieser Ton weist in den Strophen 24–26 und 28 am Ende der beiden Stollen einen verbindenden Reim auf, der entsprechend sonstiger Praxis markiert werden sollte: *siluit / viluit; montes / insontes* etc.
- 29,18 *Acescit vini dolium* «Der Wein im Fass wird sauer.» (S. 143), vielmehr: «das Fass Wein / der Wein im Fass wird zu Essig» (*acetum*).
- 30,1f. *Beginarum urbanitas / seu plausus monachorum* «Der Humor der Beginen oder der Beifall der Mönche». In dieser Reihe von Beispielen Verkehrter Welt dürfte gemeint sein die der asketischen Lebensform widersprechende Weltzugewandtheit / das weltliche Leben der Beginen, bei den Mönchen ein der Regel widersprechendes exaltiertes Verhalten, hier das Händeklatschen.
- 43 Überschrift *de statu prelatorum* «über den Zustand der Prälaten» (S. 179). Hier liegt ein typisches Beispiel von Ständekritik in Art der «Sermones ad sta-

tus» vor (s. etwa H. Schüppert, Kirchenkritik in der lateinischen Lyrik des 12. und 13. Jahrhunderts, München 1972 mit zahlreichen Beispielen); näher liegt die Übersetzung: «vom Stand der Prälaten».

- 51,2,1f. *Rota legis atque iuris cardo / recordantur volumine tardo*. «Das Rad des Gesetzes und des Rechtes Drehscheibe / werden erinnert durch ein träges Buch.» (S. 197). Abgesehen von der anglizistischen Prägung von «erinnern» als transitives Verb gibt die Übersetzung Rätsel auf. Dem lateinischen Text liegt vielmehr zugrunde die Vorstellung vom Gesetz als Rad (*rota*), das sich um die Achse (*cardo*) des Rechts dreht, das das Zentrum des Bildes bildet. Innerhalb dieser Vorstellung ist *volumen tardum* die «langsame Umdrehung» dieses Rades, keineswegs ein «träges Buch». Übersetzungsvorschlag: «Das Rad des Gesetzes und die Achse des Rechts bewegen sich, wie man beobachtet, in nur träger Umdrehung.» Innerhalb einer die gesamte Dichtung durchziehenden Klage über den Verfall des Weltklerus ist hier offenbar der tadelnde Blick auf den Umgang mit dem kanonischen Recht gelenkt, wahrscheinlich auch kritisch auf die Tätigkeit der Rota Romana bezogen, des päpstlichen Gerichts der römischen Kirche.
- 53,3,6f. *duc in ortum vinarium / diurnum dans denarium* «führe mich in den Weinkeller und, indem du mir ein beständiges Einkommen gibst [...]» (S. 209). Der im lateinischen Text intendierte Zusammenhang mit dem neutestamentlichen Weinberggleichnis nach Mt 20,1 (*misit eos in vineam suam [...] ex denario diurno*) wird in der Übersetzung unkenntlich. Vorschlag: «führe mich in den Weinberg und gib mir den Tagelohn eines Denars».
- 53,4,1–4 bezieht sich auf Ps 69 (*Deus in adiutorium [...]*), mit dem die Complet des Stundengebets eröffnet wird.
- 58,2,14 *Simili gaudebit par*. Zu der Vorstellung «Gleich und Gleich gesellt sich» verweist der Kommentar (S. 339) lediglich auf Macrobius, «Saturnalia» 7.7.12; eine reiche Belegsammlung bietet der Thesaurus Proverbiorum Medii Aevi, Bd. 5, Berlin/New York 1997, S. 41–47.
- 61,1 *Omne genus Venus suis nexibus / vinculavit* «Jedes Volk fesselte Venus mit ihren Banden». Es dürfte hier eher darum gehen, dass Venus «jedes Geschlecht», gleich ob Mann oder Frau, «in ihre Bande schlug».
- 62,10,3 der Tod kommt *nocturni more furis*. Diese Vorstellung ist vorrangig neutestamentlich geprägt: *dies Domini sicut fur in nocte ita veniet* (1 Thess 5,2).
- 64,1f. hier und in den folgenden Strophen hätten die Binnenreime gekennzeichnet werden können. – Die Bibliothek, die den Überlieferungszeugen P bewahrt (S. 345), heißt: Knihovna Národního muzea.
- 65,8ff. hier wäre auf Friedrich Ohlys Untersuchung Diamant und Bocksblut, Berlin 1976 zu verweisen.

Die Verdienste der Ausgabe liegen in der Präsentation der Texte und ihrer kommentierenden Aufbereitung. Die Übersetzung verfehlt ihre Funktion als Verstehenshilfe weitgehend. Nachdem die Sammlungen der «Carmina Cantabrigiensia» (11. Jh.), der «Carmina Ratisponensia» (um 1100) und der «Carmina Burana» (13. Jh.), diese

auch mit der kompetenten Übersetzung Vollmanns, in verlässlichen Ausgaben verfügbar sind, wäre wünschenswert, dass jetzt noch die schmale ›Herdringer Vagantenedlersammlung‹ (14. Jh.) in einer neuen, kommentierten und übersetzten Ausgabe vorgelegt wird.

Nikolaus Henkel

Mark J. Clark, *The Making of the Historia scholastica, 1150–1200* (Studies and Texts 198; Mediaeval Law and Theology 7), Toronto 2015 (Pontifical Institute of Mediaeval Studies), XVI + 322 pp.

Although nearly all scholars and students of medieval theology and exegesis are aware of the ›Historia scholastica‹'s status as one of the most important schoolbooks of the high and late Middle Ages, far too few have a sufficiently clear understanding of the nature of Peter Comestor's *magnum opus* and of exactly how it came to enjoy such success. These scholars will surely be comforted by the admission of Clark himself in the opening line of his Preface that this very monograph grew out of the basic question, «What is the ›Historia scholastica?‹» (xiii). More importantly, throughout the book readers will be delighted to learn much from C., who serves as an erudite and sure-footed guide over the rocky and heretofore inadequately surveyed terrain of the making of the ›Historia scholastica‹ (hereafter *Hs*) during the second half of the twelfth century.

The book consists of eight chapters in addition to eight textual appendices. Excepting Chapter 1, which provides an historiographical review and sets the *Hs* in four primary contexts, and Chapter 8, wherein C. draws together his key conclusions, the remaining chapters are equally devoted to Peter Comestor's role in the making of the *Hs* (chs. 2–4), on the one hand, and to Stephen Langton's part in its making (chs. 5–7), on the other. Across his eight chapters, C. demonstrates that whereas Comestor first made the *Hs* and made it the textbook for teaching the Bible in the Parisian schools of the 1170s and beyond, «[e]ven more than Comestor himself, it was Langton who made the ›Historia scholastica‹ an integral part of the curriculum at the developing University of Paris» (51). Throughout his work C. highlights the profound fluidity and flexibility of the *Hs*, «a living, prototypically scholastic text, which changed constantly at the hands of the *magistri* who were at the same time teaching with it and adding to it» (254). The textual appendices helpfully illustrate the sorts of adaptations to Comestor's work that Langton made in lecturing on the *Hs* and revising these lectures twice between the early 1170s and 1193, thereby producing what C. dubs the ›Langton‹ or ›University‹ edition (254). Furthermore, readers may indeed find the eclectic editions set forth in the appendices necessary in order to follow C.'s discussion throughout the book of the making of the *Hs* and his analyses of this continually evolving text.

C. opens his treatment in Ch. 1 by wondering how the *Hs*, which Peter ›the Eater‹ (*Comestor* or *Manducator* in Latin) spat out after devouring the whole of Sacred Scripture and which was one of the most widely used books in medieval Christendom (with 800+ extant manuscripts copied from the twelfth to the sixteenth centu-

ries), has become so little known today and remains conspicuously understudied. C. offers two instructive explanations. First, scholars still lack a reliable edition, a crucial issue taken up at greater length in Ch. 5. The second reason has to do with the way in which twentieth-century historiography – most notably the scholarship of Martin Grabmann, Beryl Smalley, and Marie-Dominique Chenu – separated Peter Lombard's 'Sentences' from Peter Comestor's *Hs* according to what was understood as two more or less distinct camps of twelfth-century theology, namely the speculative and the biblical-moral, respectively. Although a few scholars continue up to the present day to repeat and uncritically endorse Grabmann's influential distinction, most now recognize not only that the 'Sentences' served as a significant source for the *Hs* but also that the latter complemented the former in the work of scholastic theological education in the second half of the twelfth century and beyond.

Whereas C.'s historiographical sketch in Ch. 1 is both useful and interesting, he would have done well – especially for the sake of accessibility for students new to the scholarship – to provide the full names of scholars, rather than their surnames only, the first time he mentions them (e. g., «Landgraf» and «Martin», 2; «Brady», 3; «LeGoff», 4; «Baldwin», 19). Of greater significance, when C. treats the historiographical situation of the *Hs* in the context of the Victorine school, and especially of Hugh of St. Victor's emphasis on Scripture's historical sense, he relies exclusively on Grover Zinn's 1974 essay, «*Historia fundamentum est*», and Chenu's 1966 edition of «*La théologie au douzième siècle*» to explain Hugh's understanding of history. Although C. recognizes the «seminal» nature of Zinn's study and gives a passing nod to one more recent work (namely Franklin T. Harkins's 2009 monograph, *Reading and the Work of Restoration: History and Scripture in the Theology of Hugh of St. Victor* [24 n. 104]), he fails to engage the growing body of scholarship to which Zinn's excellent study has given rise. Furthermore, in setting forth Hugh's understanding of *historia* C. curiously uses Jerome Taylor's 1961 English translation of the «*Didascalicon*» – apparently because this is the «translation quoted by Zinn» (25 n. 108) – rather than the much improved 2012 translation in *Victorine Texts in Translation* 3, «*Interpretation of Scripture: Theory*» (of which C. does make passing mention, 23 n. 102).

In Chs. 3 and 4, C. convincingly shows that Comestor's lectures on the Glossed Gospels served in various ways as significant precursors to the *Hs*. More specifically, he argues that Comestor came to recognize two salient defects of the Gloss as an introductory biblical textbook – namely the problems of massive scale and of poor organization – and so discovered the principles that he would use to create in the *Hs* a more pedagogically suitable text. The focus of Ch. 4 is on showing the method Comestor employs in the *Hs* «for bringing order out of the chaos of the Church's seemingly limitless treasury of literal or historical glosses» (108) on Scripture to create a unified narrative, which «the Eater» himself described as «a historical rivulet ... running from the cosmography of Moses to the Ascension of our Lord and Savior» (quoted on 110). This chapter conveys a clear sense of the unavoidable complexity of the text of the *Hs*, making it difficult for the modern reader to discern even the broadest outlines of its structure. In addition to the fluidity of the text across time

and space, one of the chief difficulties for the modern reader is that virtually none of the extant manuscripts of the *Hs* distinguishes visually between the biblical lemmata and the commentary proper in the ways that most medieval scriptural commentaries do (e. g., by rubricating, underlining, or larger lettering). Another factor militating against straightforward reading is Comestor's occasional practice of using extra-biblical sources such as Peter Lombard's 'Sentences' and Josephus's 'Antiquities of the Jews' instead of the words of Scripture for his lemmata. Whereas such textual practices presented no serious stumbling blocks to the medieval masters who used the *Hs* to teach Scripture in the schools (as they were, of course, intimately familiar with Comestor's sources), they seem inadvertently to have tripped the modern editors of this work. Neither the editors of the *Patrologia Latina Hs* (PL 198.1046–1644) nor Agneta Sylwan in her recent edition of the *Historia Genesis* (CCCM 191, 2005) makes any distinction between lemmata and glosses. Although both of these editions do italicize scriptural quotations, on account of the fact that Comestor most often paraphrases the sacred text, the framework of the text on which he is commenting – and thus the structure and component parts of the *Hs* itself – remains largely hidden both in the PL and in Sylwan.

Absent a reliable modern edition, C. uses his own working edition of two parts of the *Hs*, the 'Historia Genesis' and the 'Historia evangelica', as the basis for his study of the structure and method of Comestor's great work and of its rapid evolution as a scriptural schoolbook. The base of this 'Langton' or 'University' edition is Vienna, Österreichische Nationalbibliothek MS 363, copied at Mondsee between 1180 and 1183, which most closely approximates the version that Langton and his students used in the early 1170s. In Ch. 5, C. presents a compelling case for his edition, founded principally on the textual information provided by Langton's course on the *Hs*, which reproduces to the greatest extent possible the text that was used in the Parisian schools from the late 1160s well into the thirteenth century. According to C., Langton provides a unique window onto «the reality ... of various and multiple glosses crashing into each other and forcing their way into the principal text of the *History* itself» (185). Over against Sylwan's hypothesis that an original set of notes compiled by Comestor was subsequently added to the *Hs*, C. shows that «[t]he picture that we get is not one of order and stability but rather one of flux and dynamism» (185). In Chapters 6 and 7 C. demonstrates from Langton's course on the *Hs* that his role evolved quickly during the last three decades of the twelfth century, from that of Comestor's student to his collaborator and colleague, and finally to the heir of 'the Eater' in the Parisian schools and caretaker of his Master's legacy.

In short, C. has produced an excellent study that provides a sophisticated and nuanced answer to the question «What is the *Historia scholastica?*» In so doing, C. also illuminates the theological and pedagogical landscape of the second half of the twelfth century in ways that transcend the *Hs* and the scholars responsible for its making. For example, the eight textual appendices (260–303), which are central – rather than supplementary – to the book's argument and achievement, reveal much about the fluidity and malleability of a wide range of scholastic theological texts attested to in medieval manuscripts. The reader who works through C.'s study with

a fine-tooth comb will doubtless find a handful of spelling errors, infelicities of translation, and other minor miscues (e. g., «J. Wawrikow» instead of «J. Wawrykow», p. 50 n. 187 l. 6 and p. 312 l. 38; «had undertaken circumcision» instead of the more straightforward «had been circumcised», p. 61 l. 13). Nonetheless, every scholar and student interested in scholastic theology and the development of its modes of teaching and learning will want to have this superb book on a shelf within easy reach.

Franklin T. Harkins

Alexandre le Grand à la lumière des manuscrits et des premiers imprimés en Europe (XII<sup>e</sup>–XVI<sup>e</sup> siècle). Matérialité des textes, contextes et paratextes: des lectures originales (Alexander Redivivus 7), hg. von Catherine Gaullier-Bourgassas, Turnhout 2015 (Brepols), 608 S.

Die komparatistisch angelegte Reihe «Alexander Redivivus» hat es zwischen 2011 und 2016 auf acht stattliche Bände gebracht, die in ihrem Zuschnitt sehr unterschiedlich sind. Neben allgemeiner gefassten Sammelbänden etwa zum Alexanderbild in der mittelalterlichen Historiographie (1, 2011) oder zum Faszinosum Alexander in den europäischen Literaturen (5, 2015) stehen thematisch prägnante zu seiner Reise zum Paradies (3, 2013) und zur Überlieferung des «Secretum secretorum» (6, 2015), aber auch eine Edition der französischen «Histoire ancienne jusqu'à César» (4, 2012 und 8, 2016). Der hier nur cursorisch anzuzeigende siebente Band geht zurück auf eine Tagung in Lille 2013 und bietet nach einer Einführung durch die rührige, für die Reihe federführende Herausgeberin (5–29, mit einem Panorama der Alexanderliteratur und Abstracts) 24 Aufsätze in vier Sektionen, die spezifischen Merkmalen einer Vielzahl von Alexandertexten und Motiven für ihre Umarbeitung und visuelle Gestaltung mit Blick auf den einzelnen, häufig illustrierten Überlieferungsträger nachspüren. Zwar spielen lateinische Texte aus Antike und Mittelalter in nahezu allen Beiträgen zumindest als Vorlage volkssprachiger Versionen eine Rolle – ihr Spektrum reicht vom Spanischen bis zum Armenischen und Russischen –, jedoch nur zwei sind explizit der «Alexandreis» und der wirkungsgeschichtlich bedeutsamen Fassung J<sup>3</sup> der «Historia de preliis» gewidmet.

Die fünf Studien der ersten Gruppe («Œuvres plurielles et livres singuliers, manuscrits et imprimés», 33–131) präsentieren Beobachtungen zu einer späten Fassung des griechischen Alexanderromans (ζ, 15. Jh.) in frühneuzeitlichen Textzeugen, in denen einerseits christliche Züge Alexanders reduziert werden, andererseits seine Rolle als Sieger über die Perser hervorgehoben wird (Corinne Jouanno, 33–47), zu Spezifika der italienischen Überlieferung französischer Alexandertexte, insbesondere auch der «Histoire ancienne jusqu'à César» (Catherine Gaullier-Bourgassas, 49–80) sowie zu italienischen und spanischen Fassungen. Corrado Bologna (81–100) weist dabei auf die Vorbildfunktion des Quilichinus von Spoleto für Domenico Scolari und seine «Istoria di Alessandro Magno» hin, während Hugo O. Bizzarri (117–131) den Wert eines editorisch unbedeutenden spanischen Manuskriptes der kastilischen «Bocados de oro» aus dem 15. Jh. für die Rekonstruktion einer adligen Leserschaft unterstreicht.

In der zweiten Abteilung «Paratexte: gloses, rubriques, prologue et épilogue» (135–219, fünf Beiträge) legt Jean-Yves Tilliette («L'*Alexandréide* de Gautier de Châtillon dans son contexte: les manuscrits et leur(s) usage(s)», 135–152) drei Fallstudien zur mittelalterlichen Kommentierung des Alexanderepos vor – die meisten der über 200 Handschriften der «Alexandreis» sind glossiert. In dem kleinformatigen Codex Genf, Bibliothèque de Genève, Ms. lat. 98 (Ende 12. Jh.; Digitalisat unter <http://www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/bge/lat0098>), einem der ältesten Textzeugen der «Alexandreis» überhaupt, mit seinen ca. 400 knappen, vorwiegend sachkundlichen Marginalien von der anlegenden Hand, die zu Beginn und im achten Buch des Epos (Verschwörung des Philotas) konzentriert auftreten, sieht er vorsichtig ein Exemplar für einen literarisch versierten Kenner («destiné à un usage personnel plutôt que didactique», 142), wie ihn Walter von Châtillon als idealen Adressaten intendiert habe. Zürich, Zentralbibliothek, Ms. Rheinau 98 (13. Jh.), ein ähnlich dimensioniertes Manuskript, das ausschließlich den streckenweise exzessiven Kommentar des Gottfried von Vitry (Anfang 13. Jh.?) enthält und wie für Erklärungen dieses Typs üblich nur mit unterstrichenen Lemmata auf den Referenztext verweist, deutet Tilliette zu Recht als Arbeitsinstrument eines Lehrers, als Grundlage seiner «lecture scolaire» (148). En passant versucht er die unklare Biographie Gottfrieds aufzuhellen und bringt ihn mit Vitry-aux-Loges und der Kommentartradition im benachbarten Orléans, insbesondere Arnulfs in Verbindung (144–145). Das Layout der nur wenig größeren Handschrift Novara, Archivio capitolare diocesano, Ms. 44 (CXXXII) (13. Jh.), deren lateinische und altfranzösische Glossen Raffaele De Cesare 1951 edierte, ermöglichte von vornherein eine reiche marginale und interlineare Glossierung. Sie zeichnet sich zum einen durch ihre volkssprachigen Interpretamente und Aktualisierungen, zum anderen durch die Intensität in den Büchern 8–10 der «Alexandreis» aus, was vielleicht auf einen «amateur du roman français» (151) als Glossator schließen lasse. Im Anschluss mustert Alexandru Cizek («Quelques particularités inédites de la tradition manuscrite de l'*Historia de preliis J<sup>3</sup>*», 153–169) exemplarisch die divergierende Kapiteleinteilung und Rubriken zweier Codices der Biblioteca universitaria in Bologna, Ms. 2761 (15. Jh.) und 1951 (14./15. Jh.), die in der Ausgabe von Steffens (1975) nicht berücksichtigt wurden. Sprachlich schlicht, dienten sie der Lesersteuerung und könnten als einfache Inhaltsangabe gedeutet werden, ein Aspekt, der gelegentlich auch in einleitenden Textbeigaben angesprochen werde. Die weiteren Beiträge thematisieren die «Vœux du Paon», die in Paris, Bibliothèque nationale de France, ms. fr. 12565 zum zentralen Stück eines Textensembles werden (Hélène Bellon-Méguelle, 171–190), eine anonyme polnische Übersetzung der «*Historia de preliis*» (J<sup>3</sup>) aus dem Jahre 1550, die den zeitgenössischen Türkendiskurs aufscheinen lässt (Aleksandra Klęczar, 191–199, vgl. auch oben Jouanno), und ein bemerkenswertes frühneuzeitliches Manuskript der spanischen Nationalbibliothek in Madrid, das eine Alexandergeschichte in einem arabisch transliterierten romanischen Dialekt neben zweisprachigen Bildbeischriften enthält und zugleich auf arabischen Texten beruht (Émilie Picherot, 201–219).

Illuminierten Alexanderhandschriften ist der größere dritte Abschnitt («Ateliers, copistes, peintres et mécènes: la lecture des images», 223–407, acht Beiträge) gewid-

met, in dem neben vergleichsweise exotischen armenischen und russischen Beispielen auch vertrautes Terrain mit der Werkstatt Diebold Laubers und den beiden erhaltenen illuminierten Handschriften des ‹Alexander› Rudolfs von Ems betreten wird (Christophe Thierry, 361–388). In der finalen vierten Sektion (‹Alexandre à la conquête de nouveaux espaces textuels: relectures et réinterprétations›, 411–515, sechs Beiträge) wird der Bogen zeitlich und regional etwas weniger weit geschlagen: Beginnend mit (unkonventionellen) Alexanderdarstellungen in Utrechter Historienbibeln aus dem Spätmittelalter (deren Text auch auf der ‹Historia scholastica› des Petrus Comestor beruht) (Klara H. Broekhuijsen, 411–430) und in Handschriften der französischen Übersetzung der ‹Civitas Dei› durch Raoul de Presles (Valérie Ruf-Fraissinet, 431–449), führt sie über eine anonyme englische Übersetzung des ‹Polychronicon› von Ranulph Higden, in die weitere Quellen integriert werden und in der Alexander auch in den geographischen Partien markant präsent ist (Margaret Bridges, 451–474), bis hin zu einem unikal und unvollständig überlieferten italienischen Gedicht in ‹ottave rime› nach Curtius Rufus, dessen repräsentativ illuminierte Handschrift vielleicht für eine Veröffentlichung im Druck werben sollte (Michele Campopiano, 507–515).

Eindrucksvoll demonstriert der Sammelband, wie vielgestaltig und adaptionsfähig der Alexanderstoff in Text und Bild über das Mittelalter und die Sprachen Latein-europas hinaus gewesen ist und wie lohnend die detaillierte Analyse jedes einzelnen Textzeugen auch bei breit tradierten Werken sein kann. Der Band ist mit zahlreichen (meist sogar lesbaren) Abbildungen, darunter 32 farbigen Tafeln (517–548) ordentlich ausgestattet und durch Indices der Eigennamen, Handschriften, Drucke, der Szenen und Episoden, der Abbildungen gut erschlossen. Peter Orth

*Libri vitae.* Gebetsgedenken in der Gesellschaft des Frühen Mittelalters, hg. von Dieter Geuenich und Uwe Ludwig, Köln/Weimar/Wien 2015 (Böhlau Verlag), 464 S., Abb. und Karten, 32 Farbtaf.

Der Band vereinigt die Beiträge einer Tagung, die im Jahr 2011 in der Katholischen Akademie ‹Die Wolfsburg› in Mülheim an der Ruhr stattfand und vom Historischen Institut der Universität Duisburg-Essen durchgeführt wurde. Den Anlass dazu bildet das bevorstehende Erscheinen der Neuausgabe der beiden St. Galler Verbrüderungsbücher in der Reihe ‹Libri memoriales et necrologia, Nova Series› der Monumenta Germaniae Historica. Wie die beiden Herausgeber in ihrer programmatischen Einleitung darlegen, gehen die frühmittelalterlichen Gedenk- oder Verbrüderungsbücher (*Libri vitae* / *Libri memoriales*) auf die Offenbarung des Johannes zurück, wo die Namen derer, die sich bei Gott befinden, in das Buch des Lebens (*Liber vitae*) eingeschrieben sind (Offb. 3, 5 u. a.). Und wer am Jüngsten Tag nicht darin verzeichnet sein werde, der werde der Verdammnis anheimfallen. Indem Gläubige ihren Namen in das Verbrüderungsbuch einer religiösen Gemeinschaft eintragen ließen, verband sich für sie damit die Hoffnung, durch Gebet und Fürbitten auch in jenes Buch des ewigen Lebens aufgenommen zu werden. Die Verbrüderungsbücher lagen wäh-

rend der Messe auf dem Altar und nahmen so am Gebet der Gemeinschaft teil. Mit ihren vielen eingetragenen Namen waren die *Libri vitae* auch Abbilder der Gesellschaft. Personen sind darin in ihren sozialen Bindungen abgebildet, als Angehörige von Familien und Sippen, aber auch als Mitglieder von religiösen Gemeinschaften. Außerdem zeigen die Strukturprinzipien, die den *Libri vitae* zugrunde liegen, d. h. die Art, wie Personen und Personengruppen bei der schriftlichen Aufzeichnung ihrer Namen erfasst und gegliedert werden, «gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen und Deutungsmuster der gedenkbuchführenden Kommunitäten.» (9).

Die Anzahl der aus der Karolingerzeit überlieferten Verbrüderungsbücher ist überschaubar: Erhalten sind sieben *Libri vitae*, je einer aus St. Peter in Salzburg, aus dem Frauenkloster Remiremont in Lothringen, aus der Abtei Reichenau, aus dem Kloster Pfäfers in Churrätien, aus dem Nonnenkonvent San Salvatore / Santa Giulia in Brescia sowie zwei aus dem Kloster St. Gallen. Dazu kommt ein insularer *Liber vitae* von Lindisfarne-Durham. Editionen von Gedenkbüchern wurden bereits im 19. Jahrhundert veranstaltet, doch erst seit den 1950er Jahren wurde die große Bedeutung und Aussagekraft dieser Quellengattung für die Geschichte vor allem des frühen Mittelalters erkannt und wurden die modernen Instrumentarien entwickelt, um ihre Tausenden, ja Zehntausenden von überlieferten Namen zu erschließen. Führend daran beteiligt war die sog. Freiburger Schule von Gerd Tellenbach und seinen Schülern. Der vorliegende Tagungsband kann als Synthese eines halben Jahrhunderts Forschung gelten und soll der längst noch nicht ausgeschöpften Quellengruppe neue Impulse vermitteln. Er schließt an die Ausstellung «Bücher des Lebens – Lebendige Bücher» im Herbst 2010 im Stiftsarchiv St. Gallen an, zu der ein Aufsatz- und Katalogband erschienen ist und in deren Rahmen auch ein internationales Kolloquium unter dem Titel «*Libri vitae* – Christliches Totengedenken zwischen Mittelalter und Moderne» stattfand.

Das Buch ist in vier Teile mit 16 Beiträgen gegliedert: «I. Memoria, Memorialquellen und ihre Erforschung», «II. Die Ordnung des Gedenkens in frühmittelalterlichen *Libri vitae*», «III. Personen und Personengruppen in der frühmittelalterlichen Gedenküberlieferung», «IV. Sprachwissenschaftliche Forschungen zu frühmittelalterlichen *Libri vitae*». Der erste Teil zur Forschungsgeschichte umfasst zwei Beiträge: Rudolf Schieffer («Memorialquellen in den Monumenta Germaniae Historica», 17–32) zeichnet auf der Grundlage der Akten im Archiv der MGH den Weg von den ersten Editionen im 19. Jahrhundert bis zum Neubeginn in den 1950er Jahren und bis zur Gegenwart nach. Die Ausführungen lesen sich auch als ein spannendes Kapitel mediävistischer Gelehrtengeschichte. Im Alleingang war diese komplexe Aufgabe nicht mehr zu bewältigen, Gruppen von Forschenden (heute «Teams» genannt) traten an die Stelle von einzelnen Personen, in akademischen Seminaren wurden neue Instrumente zur Erschließung ausgebildet und weiterentwickelt. Zum Schluss wird angeregt, mit den erarbeiteten Methoden auch die Nekrologien von Reichenau und St. Gallen neu zu edieren. – Joachim Wollasch (†) («Formen und Inhalte mittelalterlicher *memoria*», 33–55), stellt die Entstehung und Entwicklung der liturgischen Memoria von Gregor d. Gr. bis ins Spätmittelalter dar. W. geht dabei von der Feststellung aus, dass im Unterschied zur heutigen, nicht auf kollektives Gedächtnis ausgerichteten «Erinne-

rungskultur» die mittelalterlichen Institutionen feste Formen entwickelten, welche die Dauerhaftigkeit der Gedenkinhalte gewährleisteten. Dieser Beitrag ist der letzte veröffentlichte Aufsatz des 2015 verstorbenen Münsteraner Mediävisten, der sich um die Erforschung der Memoralliteratur sehr verdient gemacht hat.

«II. Die Ordnung des Gedenkens in frühmittelalterlichen *Libri vitae*: Meta Niederhorn-Bruck (‹*Nomina scripta sunt in caelo*›, 59–86) behandelt – was aus dem Titel nicht hervorgeht – den Salzburger *Liber vitae*. Sie analysiert zunächst die Litanei und stellt fest, dass deren Namenreihung eine Nähe zum insularen Raum aufweise. Die Anlage-Struktur des Gedenkbuchs selbst (Gliederung 75 f.) lässt einen klaren hierarchischen Aufbau nach *Ordines* erkennen und zeige «die Einbettung des Klosters St. Peter in den sozio-kulturellen Raum» (78). Konzeption und Anlage des *Liber vitae* werden mit Virgil von Salzburg in Verbindung gebracht und als Anlass wird die Erhebung der Gebeine Ruperts und seiner Begleiter von 774 wahrscheinlich gemacht. – Franz-Josef Jakobi (‹*Der Liber Memorialis* von Remiremont›, 87–121) stellt Ergebnisse seiner unveröffentlichten Habilitationsschrift von 1983 vor. Die 1970 als erster Band der neuen MGH-Reihe erschienene Ausgabe des *Liber Memorialis* erweist sich aus späterer Sicht als unbefriedigend. Die Erschließung des während Jahrhunderten weiterbenützten Gedenkbuchs erforderte eine neue Form der Aufbereitung der Namenüberlieferung, durch Lemmatisierung und Parallelisierung der zeitgleichen Überlieferungen gemäß den Standards des Quellenwerks ›*Societas et fraternitas*›. Dadurch konnten fünf Zeitschichten herausgearbeitet und die Gedenk-Einträge von den Nekrolog-Einträgen und den Traditionsnotizen unterschieden werden. In der Auswertung beschränkt sich J. auf die Innenperspektive der Klostersgeschichte, schafft aber solide Grundlagen für eine künftige Auswertung auch der Außenbeziehungen des Nonnenklosters. Die Erstanlage datiert er neu auf 820/21 und bringt sie in Verbindung mit der Äbtissin Theuthild, die nach den Aachener Synoden von 816/19 von Ludwig d. Fr. eingesetzt wurde. Die Neuanlage erfolgte 862/63 unter Propst Theotricus, einem Vertrauten Lothars II., im Anschluss an ein Treffen der gegen Karl d. K. gerichteten Koalition an Weihnachten 861, das seinen Niederschlag in einem feierlichen Gedenkbucheintrag fand. – Dieter Geuenich (‹*Das Reichenauer Verbrüderungsbuch*›, 123–146) untersucht Struktur, Aufbau und Inhalt des mit über 38.000 Personennamen umfangreichsten *Liber vitae*, worin alle Schichten der frühmittelalterlichen Gesellschaft vertreten sind. Das Verbrüderungs- und Gedenkbuch wurde 824 angelegt, reicht aber mit Namenlisten von 17 Mönchsgemeinschaften aus Attigny 762 und Dingolfing 770 ein halbes Jahrhundert weiter zurück und enthält andererseits Eintragungen bis ins Spätmittelalter. Die in zwei Karten (131 f.) veranschaulichten *Capitula* zeigen die gewaltige Ausdehnung der Reichenauer Verbrüderungen und die Systematik ihrer Anordnung. Den Anlass und Zeitraum der Anlage setzt G. mit den als Krisenzeit wahrgenommenen Jahren 823/24 nach der Resignation Heitos als Abt und dem Tod Wettis in Beziehung. – Uwe Ludwig (‹*Die beiden St. Galler Libri vitae* aus dem 9. Jahrhundert›, 147–173), kann die Erkenntnis von Karl Schmid, dass es zwei Verbrüderungsbücher sind, dank der Untersuchung der Handschrift anlässlich ihrer Restaurierung 2008 vertiefen und präzisieren. Der ältere *Liber vitae* wurde zwischen 813 und 816/17 angelegt und diente vor allem dem Gebetsgedenken an

die *amici* und *benefactores* aus dem Laienstand. Die Neuanlage um 860 hängt mit der Intensivierung des Austauschs mit anderen Klostergemeinschaften unter Abt Grimald zusammen; erst damals erreichte die monastische Verbrüderung ihre größte räumliche Ausdehnung. – Alfons Zettler (‹Otmars Gefährten. Studien zum St. Galler Gelübdebuch und zu den ältesten St. Galler Mönchslisten›, 175–201) untersucht die älteste St. Galler Mönchsliste, die mit dem Gründerabt Otmar einsetzt und im Professbuch überliefert ist. Nach gängiger, noch von Rupert Schaab 2003 vertretener Auffassung wurde die Professliste seit den ersten Tagen der Abtei geführt und unter Bischof Egino um 810 in ein neues Professbuch eingetragen. Z. gelingt jedoch die Entkräftung dieser Annahme; sein Vergleich mit der Mönchsliste im Reichenauer Verbrüderungsbuch ergibt weitgehende Überschneidungen und eine parallele Reihenfolge. Dass aber die Reihenfolge beim Klostereintritt (Profess) dieselbe sein soll wie beim Tod (Totenliste im Verbrüderungsbuch), kann ausgeschlossen werden. Vielmehr wird eine Liste mit etwa sechzig Namen als gemeinsame Vorlage existiert haben, die keine Professliste war, deren Funktion aber noch nicht geklärt ist. Auch noch nicht erklärt ist mit dieser Annahme, warum die ersten der 53 Mönche der Otmar-Liste romanische Namen aufweisen. «Offenbar verwendete man in St. Gallen zu Anfang des 9. Jahrhunderts viel Mühe darauf, eine Mönchsliste und sogar ein Gelübdebuch des Gründerabtes Otmar zu fabrizieren – ein Dokument, das im Ergebnis fiktiv ist» (201). – Thomas Schilp (‹Überlegungen zur Sakramentarhandschrift D 1 als *Liber vitae* der Essener Frauenkommunität›, 203–220) nimmt die von Volkhard Huth 1986 unternommene Edition und Untersuchung der um 870 entstandenen, in Düsseldorf liegenden Sakramentar-Handschrift zum Ausgangspunkt seiner Studie. Das Sakramentar wurde nach dem Aussterben der Gründergruppe des Essener Stifts um Bischof Altfrid von Hildesheim († 874) und der Äbtissin Gersuith II. zum *Liber vitae* mit zwei Listen von *nomina vivorum* und *nomina defunctorum* erweitert. Sie dienen der Stärkung der Gemeinschaft der Lebenden und Verstorbenen, der Überwindung der Krisensituation, der Selbstvergewisserung und mentalen Sicherung (217). Ein Exkurs weist die Existenz von Reliquien von Cosmas und Damian in Essen bereits für die frühen 870er Jahre nach.

«III. Personen und Personengruppen in der frühmittelalterlichen Gedenküberlieferung: Nicolangelo D’Acunto (‹Mönchs- und Nonnenkonvente aus dem *Regnum Italiae* in den *Libri vitae*›, 223–238) geht, über den einzig erhaltenen *Liber vitae* von Brescia hinaus, den Verbrüderungszeugnissen anderer Klöster des Königreichs Italien, Bobbio, Nonantola, Subiaco, Farfa, Polirone, und den Beziehungen mit Reichenau und St. Gallen nach. Darin widerspiegeln sich die Geschichte dieser Klöster und die Zirkulation von Männern, Ideen und politisch-kirchlichen Projekten. Die Auflösung des komplexen Systems hatte eine Ausweitung der laikalen Präsenz im 11. Jahrhundert und die Anpassung an agnatische Strukturen zur Folge. – Jens Lieven (‹Großgruppeneinträge in den *Libri memoriales*. Anmerkungen zu Bischöfen der späten Karolingerzeit im Kontext großer Gruppen›, 239–272) befasst sich in «ersten Vorüberlegungen» zu seinem laufenden Habilitationsprojekt (246) mit der bislang zu wenig beachteten Rolle der Bischöfe bei der Entstehung und Förderung der Verbrüderungsbewegung und betrachtet speziell Verbrüderungsverträge St. Gallens mit

Bischöfen sowie Bischofslisten in den *Libri vitae*. – Eva-Maria Butz (‹Herrscherdenken als Spiegel von Konsens und Kooperation. Zur politischen Einordnung von Herrschereinträgen in den frühmittelalterlichen *Libri memoriales*›, 305–328) postuliert, dass Herrschereinträge in den *Libri vitae* dreidimensional zu lesen sind: als Vertorung im Buch, in der zeitlichen Struktur des Buches und im gedebkbuchführenden Konvent. Den Charakter und die Ausprägung der Herrscherdiptychen untersucht B. beispielhaft am Salzburger *Liber vitae*, wo der Wunsch nach Stabilität zum Ausdruck gebracht wird, und im Reichenauer Verbrüderungsbuch, das die politische Spitze des Reiches vielschichtig abbildet. Die Ordnungsprinzipien sind das Ergebnis einer bewussten Redaktion, worin das Reich als konsensuale Einheit und der Herrscher als Teil der Kirche, die er schützt und materiell ausstattet, dargestellt werden. – Maximilian Diesenberger (‹Könige und Herzöge im Salzburger Verbrüderungsbuch um 800›, 329–341) knüpft thematisch an den vorangehenden Beitrag an und legt sein besonderes Augenmerk auf die Rolle der Frauen des agilulfingischen Herzogshauses in der fürstlichen Erinnerungskultur und in der familiären Erinnerungskultur im Frauenstift Nonnberg. – Herwig Wolfram (‹Die *Libri vitae* von Salzburg und Cividale und das Bayerische Ostland (799–907)›, 343–377) erörtert das historische Umfeld und die geographischen Kenntnisse des großen Raumes bei Grenzziehungen, greift Beispiele aus dem um 850 zum *Liber vitae* erweiterten Evangeliar von Cividale heraus, hebt die Bedeutung der Gebetsverbrüderungen mit slawischen Fürsten für die Slawenmission hervor und kann in einzelnen Fällen persönliche Anwesenheit und persönliche Namenseintragung glaubhaft machen. – Andreas Bihrer (‹Angelsächsische Könige in der kontinentalen Memorialüberlieferung›, 379–402) geht von der Feststellung aus, dass die Klöster nicht zum Gebet für fremde Herrscher verpflichtet waren, solche Gebetsbeziehungen daher variabel und instabil waren. Einträge in Verbrüderungsbücher wurden vor allem anlässlich von Reisen von Königen auf den Kontinent und also bei persönlicher Präsenz gemacht, wobei der *Liber vitae* als eine Art Gästebuch und zur Selbstvergewisserung des betreffenden Konvents diente. Politische Dimensionen erhielten solche Begegnungen im Falle Knuts d. Gr. oder des Heiratsprojekts Ottos I. Abgesandte Bischöfe intendierten eine «inter-ecclesiastische Gebetsverbrüderung» (395) zwischen den Kirchen und Klöstern der beiden *Regna*, die vom Austausch von Evangeliiaren begleitet wurde.

IV. Sprachwissenschaftliche Forschungen zu frühmittelalterlichen *Libri vitae*: Wolfgang Haubrichs (‹Romanische und bairische Personennamen im Salzburger Verbrüderungsbuch›, 405–439), untersucht die Personennamen als Indizien romanischer Kontinuität und Integration, die Bajuwarisierung romanischer Personennamen, deren räumliche und quantitative Verteilung sowie die Romanisierungen althochdeutsch-bairischer Personennamen. – John Insley (‹The Old English and Scandinavian Personal Names of the Durham *Liber vitae* to 1200›, 441–452). – Ein Personennamen-, ein Ortsnamen- und ein Handschriftenregister beschließen den Band.

Ernst Tremp

Jeffrey F. Hamburger und Nigel F. Palmer, *The Prayer Book of Ursula Begerin*, Bd. 1: Art-Historical and Literary Introduction. With a Conservation Report by Ulrike Bürger, Bd. 2: Reproductions and Critical Edition, Dietikon/Zürich 2015 (Urs Graf Verlag), 676 und 203 S.

Ab dem 14. Jahrhundert gewinnt in der deutschsprachigen Literaturproduktion ein Buchtypus an Bedeutung, den Peter Ochsenein 1988 in einem wegweisenden Artikel als Privatgebetbuch bezeichnete (Deutschsprachige Privatgebetbücher vor 1400. In: *Deutsche Handschriften 1100–1400*. Oxford Kolloquium 1985, hg. von Volker Honemann und Nigel F. Palmer. Tübingen 1988, 379–399). Dabei handelt es sich um Zusammenstellungen von Gebeten und meist kürzeren, andachtsanleitenden Texten für den persönlichen, in der Regel außerliturgischen Gebrauch überwiegend von Laien. Während es schon seit dem frühen Mittelalter lateinische Textzusammenstellungen in dieser Art gibt, von denen das Gebetbuch Alkuins für Karl den Großen vielleicht die prominenteste ist, bildet sich ab dem 14. Jahrhundert ein eigener Buchtyp dieser Machart auch für primär deutschsprachige Rezipienten heraus. Dieser zählt dann im 15. und 16. Jahrhundert zusammen mit anderen geistlichen Sammelhandschriften für die persönliche Andacht zu den am weitesten verbreiteten Buchtypen überhaupt. Trotzdem wurden sie von der Literaturgeschichtsschreibung in ihrer Bedeutung noch nicht erkannt und bei weitem noch nicht gewürdigt, ihre Aufarbeitung gehört mithin zu den dringenden Desiderata der germanistischen Literaturwissenschaft.

Ein in vielerlei Hinsicht besonderes, aus der großen und an bemerkenswerten Exemplaren nicht armen Menge deutschsprachiger Gebetbücher herausstechendes Exemplar wird in der zu besprechenden, umfangreichen Untersuchung in einer Art und Weise erschlossen und kontextualisiert, die man nur exemplarisch nennen kann. Es handelt sich um eine Handschrift, die in der Forschung nach einer Besitzerin des frühen 16. Jahrhunderts ‹Gebetbuch der Ursula Begerin› benannt wird (Bern, Burgerbibliothek, 801). Das Gebetbuch kann vor allem durch drei ziemlich ungewöhnliche Eigenheiten charakterisiert werden. Zum einen enthält es einen der umfangreichsten heilsgeschichtlichen, auf das Leben Christi zentrierten Bilderzyklen des ausgehenden 14. Jahrhunderts, zum anderen enthält es einen der umfangreichsten zusammenhängenden Gebetszyklen des späteren 15. Jahrhunderts und zum dritten schließlich sind die Gebete zwar sehr eng auf die Bilder bezogen, beide bildeten aber nicht von Beginn an schon eine Einheit. Vielmehr hat die Handschrift eine außergewöhnliche Entstehungsgeschichte, die sich in mindestens zwei Etappen über beinahe ein Jahrhundert erstreckt. Damit ist der Codex für mehrere mediävistische Teildisziplinen von besonderer Bedeutung und verlangt nach interdisziplinärer Erforschung. Eine solche liefert die zu besprechende Untersuchung in vorbildlicher Weise.

Verfasst ist die zweibändige und überaus reich ausgestattete Monographie von zwei der derzeit sicherlich besten Kennern der Materie(n). Jeffrey Hamburger hat sich seit vielen Jahren um die Erforschung der Kunst aus Frauenklöstern verdient gemacht und gehört zu den Kunsthistorikern, die bei ihrer Beschäftigung mit Text-Bild-Ensembles mit der größten Selbstverständlichkeit auch die Texte zu ihrem vollen

Recht kommen lassen, ja teilweise überhaupt von den Texten ausgehen. Exemplarisch dafür steht sein einschlägiger Aufsatz *Another Perspective. The Book of Hours in Germany* (in: *Books of Hours Reconsidered*, hg. von Sandra Hindman und James H. Marrow Turnhout 2013, 97–152). H. steuert eine rund hundertseitige Untersuchung zur kunsthistorischen Situierung des Bilderzyklus (Bd. 1, 15–110) und einen ikonographischen Kommentar zu jeder einzelnen Bildeinheit bei (Bd. 1, 111–376). Die Texte werden von Nigel Palmer, einem der profiliertesten Kenner nicht nur der geistlichen Literatur sondern auch der Kodikologie und Paläographie des Mittelalters, in ihren literaturhistorischen, historischen und frömmigkeitsgeschichtlichen Kontext eingeordnet (Bd. 1, 377–487). Begleitet sind diese Ausführungen von einem Konservierungsbericht aus der Feder von Ulrike Bürger, Handschriftenkonservatorin der Burgerbibliothek Bern, zu der im Zusammenhang der Untersuchung restaurierten Handschrift (Bd. 1, 519–536).

Ergänzt werden diese Hauptbestandteile durch eine ganze Reihe von teilweise sehr umfangreichen dokumentarischen Beigaben, die das *Gebetbuch der Ursula Begerin* in der Tiefe erschließen. Das sind im Einzelnen die folgenden Teile: eine ausführliche Handschriftenbeschreibung (Bd. 1, 489–518, von P.); Farbabbildungen der vollständigen Handschrift im Originalformat mit beigegebenen Transkriptionen der Beischriften und Gebete (Bd. 2), eine Übersetzung aller in der Handschrift enthaltenen Gebete mitsamt Abdruck ihrer lateinischen Vorlagen (Bd. 1, 537–596, von P.), schließlich eine Bibliographie (Bd. 1, 597–650) und Register (Bd. 1, 651–676).

Da die Untersuchung weit über den titelgebenden Untersuchungsgegenstand ausgreift und daher das Interesse nicht nur der Gebetbuchforschung beanspruchen kann, muss die bislang weitgehend nur durch Einträge im Verfasserlexikon (Peter Ochsenein, *Gebetbuch der Ursula Begerin*. In: <sup>2</sup>VL 2 (1980), Sp. 1120f.) und im Katalog der illustrierten Handschriften des Mittelalters (Bd. 5,1/2: *Gebetbücher*, von Regina Cermann, München 2002, 103–119 [Nr. 43.1.30]) in die Forschung eingeführte Handschrift etwas genauer vorgestellt werden.

Der Codex in der heute vorliegenden Form ist Ergebnis einer langen und nicht mehr in allen Einzelheiten rekonstruierbaren Entstehungsgeschichte. Am Anfang steht das von H./P. sogenannte *«picture book»*, das mit stilkritischen Argumenten in das letzte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts datiert und ins Elsass lokalisiert werden kann. Dieses *«Bilderbuch»* bestand wohl ausschließlich aus einer Folge von um die 200 Bildeinheiten und kam – abgesehen von Inschriften in den Bildern selbst – aller Wahrscheinlichkeit nach ganz ohne begleitende Texte aus. Davon sind heute noch 164 kolorierte Federzeichnungen vorhanden. Es lässt sich leider nicht mehr mit Sicherheit sagen, von wem oder für wen diese Bilder-Handschrift hergestellt worden ist. Eine in mancher Hinsicht aus dem Bilderzyklus herausstechende Darstellung mit einer betenden Frau lässt aber die Vermutung zu, dass sie für einen hochgestellten weiblichen Laien produziert wurde. Schon dieses *«Bilderbuch»* jedoch war vermutlich noch während seiner Entstehung konzeptionellen Änderungen unterworfen, denn offenbar haben mehrere Hände einen zuerst entworfenen Bilderzyklus erweitert. Inhaltlich umfasst der Bilderzyklus die (durch fehlende Seiten etwas verunklärte) Schöpfung und den Sündenfall, dann in aller Ausführlichkeit die Lebensgeschichte

Christi unter besonderer Berücksichtigung seiner Predigten und Wunderheilungen, den Tod am Kreuz und seine Erscheinungen bis hin zu Pfingsten. Dann folgen einige mariologische Szenen und ein jüngstes Gericht, bevor eine lange, litaneiartige Reihe von Heiligen die Bildfolge beschließt.

Zu einem sehr viel späteren Zeitpunkt, vermutlich in den 1470er- oder 1480er-Jahren, wurde das «Bilderbuch» grundlegend umgestaltet, indem es aus seinem ursprünglichen Einband gelöst und mit zusätzlichen Blättern durchschossen wurde. Diese neu eingebundenen Blätter enthielten nun einen mit 165 Einheiten überaus umfangreichen Gebetszyklus, aus dem Bilderbuch wurde damit ein bebildertes Gebetbuch. Auch diese Veränderung erfolgte überaus planvoll, denn die Gebete sind fast in allen Fällen so platziert, dass sie auf der aufgeschlagenen Doppelseite dem Bild, auf welches sie sich beziehen, direkt gegenüberstehen. Vielleicht gleichzeitig, möglicherweise aber auch etwas später erhielt die Handschrift darüber hinaus noch an ihrem Beginn und ihrem Ende einige ergänzende Gebets- und Andachtstexte, die nicht direkt auf den Bilderzyklus Bezug nehmen. Laut Besitzereintrag gehörte die Handschrift in dieser umgearbeiteten Form im frühen 16. Jahrhundert einer gewissen Ursula Begerin, die als Nonne im Straßburger Reuerinnenkloster St. Magdalena nachgewiesen ist, wo sie im Jahr 1531 verstarb. Heute fehlen der Handschrift einzelne Blätter (insgesamt immerhin 32 Bildeinheiten und verschiedene Textseiten), die zu einem späteren Zeitpunkt aus der Handschrift herausgetrennt worden waren, deren Inhalt sich jedoch teilweise rekonstruieren lässt.

Das Bilderbuch von um 1400. – Die Autoren beschreiben und erschließen den Codex in seiner stufenweisen Entstehung, und daher steht am Beginn der Untersuchung die kunsthistorische Beschreibung seines erschlossenen Kernes, des sogenannten «picture book». H. unterscheidet im Bilderzyklus einerseits zwei Malstile («style I» und «style II») und andererseits zwei an der Ausführung beteiligte Hände (I: Begerin-Meister; II), die sich allerdings nicht in jedem Fall einfach zur Deckung bringen lassen (die Händescheidung und damit auch die Entstehungsgeschichte in Absetzung von jener Regina Cermanns). Beide Hände lassen eine unterschiedliche Schulung erkennen, erklärbar beispielsweise durch einen erheblichen Altersunterschied der Maler. Die Hand I ist maßgeblich von den Miniaturen der 1362 datierten «Elsässischen Legenda aurea» beeinflusst, die Hand II wiederum von den sogenannten Bilderbibeln, die üblicherweise um 1400 angesetzt werden. Trotzdem kann H. plausibel machen, dass beide Hände mutmaßlich gleichzeitig an der Handschrift gearbeitet haben, vielleicht sogar im eigentlichen Sinne zusammen, beispielsweise in einem Werkstattverbund. Durch Stilvergleiche kann H. die Entstehungszeit dieses ersten Bilderbuches auf etwa 1390–1400 eingrenzen. Mit wohlthuender Zurückhaltung wird an dieser wie auch an anderen Stellen auf weiterreichende Schlussfolgerungen verzichtet – wir wissen beispielsweise über die Arbeitsbedingungen in spätmittelalterlichen Malwerkstätten viel zu wenig, als dass ausgehend von dem spärlichen Material (das im Fall des Elsasses durch die historischen Umstände noch wesentlich spärlicher ist als anderswo) detaillierte Aussagen zur Entstehung des Bilderzyklus gemacht werden könnten. Kompliziert wird die Sachlage noch zusätzlich durch den Befund, dass Hand I offenbar nur jeweils die recto-Seiten verwendet hat, während die verso-Seiten

leer geblieben waren; auf zahlreiche, aber längst nicht auf alle von diesen verso-Seiten sind dann, vermutlich in einem zweiten Schritt, weitere Federzeichnungen hinzugefügt worden. Es spricht daher vieles dafür, dass das ‚Bilderbuch‘ auch in dieser frühen Entstehungsphase schon keine endgültige Form bekam: «Unsatisfactory though it may seem, it would appear that the Picture Book in its original form either was not assembled with rigorous consistency or, more likely, that it remained a work in progress to which, for whatever reasons, omissions or afterthought, a set of additions were made in the form of drawings on the versos.» (Bd. 1, 28)

Auf diese stilistische und kodikologische Analyse folgt der Versuch der Einordnung des Bilderzyklus in den Kontext der elsässischen Kunst des ausgehenden 14. Jahrhunderts und Herausarbeitung seiner charakteristischen Eigenheiten, etwa die erstaunlich große Zahl der bildlich dargestellten Parabeln, die symptomatisch stehen können für die auch sonst im Zyklus zu beobachtende Tendenz, den Gegenstand von Sprechhandlungen ins Bild zu setzen. Teilweise führt diese Tendenz bis hin zur Litteralillustration und insgesamt setzen die Bilder auf diese Weise ganz offensichtlich eine genaue, ja beinahe buchstäbliche Textkenntnis voraus:

Although in the case of the Picture Book, it is, unfortunately, impossible to define the situation of its original reader/viewer with precision, their persistent recourse to word illustration suggests a very high level of scriptural knowledge bordering on verse-by-verse memorization. One cannot, however, exclude the possibility that the book's recipient, if not its designer, had never read the bible directly. A 'reader' well versed in the bible from the liturgy, sermons, or paraphrases would not necessarily have required any direct knowledge of scripture to have understood its picture cycle, which is so complete (if hardly comprehensive) that it could be viewed as a substitute for the written word. (Bd. 1, 84)

Besonders aufschlussreich für die Einordnung des ‚Bilderbuches‘ ist der breit ausgeführte Vergleich mit weiteren mittelalterlichen Bilder-Büchern, die ganz oder doch mehrheitlich ohne begleitende Texte auskommen: neben bebilderten Gebetbüchern werden vor allem die bereits erwähnten Bilderbibeln angeführt, des weiteren theologische Tafelwerke und Bilderzyklen, wie sie gelegentlich Psalterien vorgebunden worden sind, und schließlich illustrierte Perikopenbücher. In diese letzte Kategorie gehört das erst kürzlich von Henrike Manuwald entdeckte ‚Andachtsbüchlein aus der Sammlung Bouhier‘ (Montpellier, Bibliothèque interuniversitaire, 396), welches zum Bilderbuch in einer noch nicht erkennbaren Beziehung stehen muss: «in toto, the iconographic and compositional relationships between the manuscript in Montpellier and the Picture Book are extensive enough to suggest that there must be some sort of affiliation between them. At present, however, those links, whatever form they might have taken, remain missing.» (Bd. 1, 98)

Schließlich kontextualisiert H. auch noch die Umarbeitung eines Bilderbuches zu einem Gebetbuch, ein Phänomen, das im Zeitalter der fortwährenden Nutzbarhaltung von Artefakten durch ihre laufende Anpassung an jeweils veränderte Gebrauchszusammenhänge gar nicht so selten ist.

Diese Einbettung des ‚Bilderbuches‘ in die elsässische Kunstlandschaft des ausgehenden 14. Jahrhunderts führt bei aller Konzentration auf die im Zentrum der

Untersuchung stehende Bilderhandschrift weit über diese eine Handschrift hinaus, adressiert immer wieder grundsätzliche Fragen der Stilkritik, des Erzählens in Bildern und nicht zuletzt von Text-Bild-Beziehungen. In allen Aspekten noch erheblich vertieft werden diese den ganzen Bilderzyklus betreffenden Beobachtungen in einem umfangreichen «ikonographischen Kommentar», der für jede einzelne Bildeinheit nach Möglichkeit die zugrunde liegenden Textquellen anführt und ikonographisches Vergleichsmaterial beibringt. Wie der vorangehende Untersuchungsteil auch schon, ist dieser Kommentar opulent bebildert.

Das Gebetbuch der zweiten Jahrhunderthälfte. – In der heute vorliegenden Form ist die Handschrift kein reines Bilderbuch mehr. In einem aufwendigen Umarbeitungsprozess ist das «picture book» irgendwann in den 1470er- oder 1480er-Jahren aus seinem Einband gelöst, mit zusätzlichen Blättern versehen und neu gebunden worden. Auf die im «Bilderbuch» bereits freigebliebenen Seiten und auf die neu eingebundenen Blätter sind in diesem Zusammenhang – abgesehen von einem Bild des hl. Hugo von Lincoln, einem ebenfalls eingebundenen Holzschnitt mit der Gregorsmesse und einem Kupferstich mit Maria Magdalena – ausschließlich Texte aufgezeichnet worden. Der Charakter des Buches veränderte sich auf diese Weise vollkommen und mit ihm sicherlich auch der intendierte Verwendungszusammenhang, der allerdings auch für diesen zweiten Handschriftenzustand nur noch erschlossen werden kann.

P. tut dies in seiner umfassenden Untersuchung der Texte zunächst ausgehend von der Beobachtung, dass offensichtlich die Gebete für eine weibliche Person, ja sogar für eine ganz spezifische, wenn auch für uns nicht mehr identifizierbare Geistliche verfasst worden sein müssen. Diese Frau muss, das legen verschiedene Indizien nahe, Angehörige des *Ordo Sanctae Mariae Magdalенаe de poenitentia* in Straßburg gewesen sein, der sogenannten Reuerinnen. Dazu passt auch der Besitzereintrag der Ursula Begerin, denn eine Nonne dieses Namens ist mit Sterbedatum 1531 im Seelbuch der Straßburger Reuerinnen belegt.

Auch wenn in den Gebeten immer wieder ein «Ich» als *unwürdige rüwerin* (Belege Bd. 1, 381) begegnet, so spricht der gelehrte und lateinische Hintergrund des Gebetszyklus zusammen mit dem auffälligen Ausbleiben von Bezugnahmen auf das Vokabular und die Diktion deutschsprachiger geistlicher Literatur des ausgehenden Mittelalters laut P. für einen männlichen «Autor». P. verwendet diesen Terminus übrigens zur Bezeichnung der Person, die für den zusammenhängenden Gebetszyklus im «Begerin-Gebetbuch» verantwortlich zeichnet, er lässt aber keinen Zweifel an der Tatsache, dass beinahe, wenn nicht ausnahmslos alle Gebete Übertragungen lateinischer Vorlagen sind. Daneben kommt der Begriff «Schreiber» zur Anwendung, so dass der Unterschied zwischen «Autor» und «Schreiber» nicht immer klar wird (z. B. Bd. 1, 381 o. l.). Das mag damit zusammenhängen, dass es nicht unwahrscheinlich ist, dass der Schreiber der Handschrift auch die Gebete übersetzt hat (Bd. 1, 464).

Rund zwei Drittel der 165 Gebete fußen auf den lateinischen Gebeten, die die einzelnen Kapitel der weit verbreiteten «Vita Christi» Ludolfs von Sachsen abschließen. Einige weitere sind anderen Quellen entnommen, und für einzelne ist ein Quellenachweis bislang noch nicht gelungen. In zwei umfangreichen Kapiteln (3.2 «Gospel Meditations and Vernacular Prayer»; 3.3 «Meditation Literature from the Thir-

teenth to the Fifteenth Century», Bd. 1, 401–458) zeichnet P. nun die Entwicklung der Gebetbuchliteratur in lateinischer und in deutscher Sprache nach. Er konzentriert sich dabei hauptsächlich auf die Aspekte, die auf die Texte des ›Gebetbuches der Ursula Begerin‹ zulaufen, lässt aber immer zumindest am Horizont die Entwicklungen mitlaufen, vor denen sich die Spezifika abheben, die zu den volkssprachigen Gebeten im ›Gebetbuch‹ hinführen. Es wird somit deutlich, in welcher Tradition Ludolfs ›Vita Christi‹ steht und welche Quellen in diese kurz vor 1375 in Straßburg entstandene Hauptquelle des ›Gebetbuches‹ eingeflossen sind. Dieser weitgespannte Bogen ist in seiner detailreichen Materialfülle und souveränen Übersicht das – man muss es so deutlich sagen – beste, was es zur mittelalterlichen Gebetbuchliteratur derzeit zu lesen gibt. Er ist umso eindrücklicher, wenn man bedenkt, dass etliche der herangezogenen Texte nur unzulänglich oder überhaupt nicht ediert sind. P. kann in detaillierten Analysen und in vielen Punkten über die bisherigen Erkenntnisse der jeweiligen Fachliteratur hinaus das dichte Geflecht und die verschlungenen Abhängigkeitsverhältnisse der wichtigsten Werke der hoch- und spätmittelalterlichen Andachtsliteratur herausarbeiten. Eine solche analytische Übersicht gibt es bislang noch nicht, sie war als Vorarbeit in weiten Teilen erst zu leisten.

Es wird auf diesem Weg klar, dass die Konzeption des ›Gebetbuches der Ursula Begerin‹ in einer Tradition der Meditation mit imaginären (so sind etwa Teile aus Aelred von Rievaulx, Adam von Dryburgh und Eckbert von Schönau in Ludolfs ›Vita‹ eingegangen) und materiellen Bildern steht (Wilhelm von St-Thierry). Besonders Gewicht legt P. auf der Entwicklung von affektiven, den Betenden persönlich ansprechenden und involvierenden Gebetsformen, welche ausgehend von den Gebetsammlungen Anselms von Canterbury sich schnell verbreiteten und im späteren Mittelalter insbesondere die Passionsandachten klar dominieren. Auch hier knüpfen die untersuchten Gebete an. Insbesondere stehen die Texte im ›Begerin-Gebetbuch‹ aber auch in einer spezifisch franziskanischen Konzeption der Passionsandacht, in der das Leben und Leiden als Tugenden Christi präsentiert wird, durch deren Betrachtung auch die Tugenden des Betenden wachsen können. Von der Konzeption her steht dem ›Bilderbuch‹ schließlich die ›Vita Christi‹ des Augustinerermiten Michael de Massa besonders nahe: «In addition to its proximity in time and place, it is the scope and content of this work, of all the meditational treatises devoted to the life of Christ, that provide the closest literary analogue to the Begerin Picture Book.» (Bd. 1, 438)

Die Hauptquelle für die Gebete des ›Begerin-Gebetbuches‹ ist, wie schon erwähnt, Ludolf von Sachsen, weshalb nach dem Überblick über die Andachtsliteratur bis 1400 auch noch ein Ausblick auf die Ludolf von Sachsen-Rezeption in deutscher und niederländischer Sprache gegeben wird. Dies vermag noch einmal den Blick für die Eigenheiten des Begerin-Gebetszyklus zu schärfen:

For the Picture Book and the Prayer Book, the Latin text of the *Vita Christi* has a double significance in that first of all, Ludolf's work provides an independent parallel, in terms of narrative scope and content, by prefacing the life of Christ with material relating to salvation history, expanding the presentation of Christ's public ministry with the miracles and parables in a manner that goes far beyond its precursors in the *Meditationes vitae Christi* and Michael de Massa, and following up with a fuller treatment of the Appearances than in

the earlier gospel meditations. [...] Secondly, the *Vita Christi* and the Prayer Book share the foregrounding of a particular form of literary prayer based on events from the Gospels. In fact, some ninety-four of the German prayers in the Begerin Prayer Book are translations, adaptations, or at least borrow significantly from Latin prayers contained in the *Vita Christi*. The transition from imaginative recall and engagement with biblical events to prayer, in which the viewer or reader petitions for the salvation of the soul on the basis of those events, such as can be observed in the making (or remaking) of the Begerin Prayer Book, is a device taken over directly from Ludolf. The student of the *Vita Christi* is invited to move on from exegesis and meditation to prayer, or alternatively to use the cycle of prayers as a means of focusing on the events of the life of Christ in sequence, as a vantage point from which to reflect on the more complex subject-matter of preceding chapters. Meditation on the life of Christ thus becomes a springboard for prayer based on the life of Christ. (Bd. 1, 450)

Erinnern könnte man in diesem Zusammenhang auch an Stephan Fridolins 1491 gedruckten ‚Schatzbehalter‘, der ganz analog verfährt, dieses Verfahren jedoch in einer sehr ausführlichen Vorrede sogar eigens erklärt, reflektiert, historisch einordnet und exemplifiziert. Auch der ‚Schatzbehalter‘ besteht aus Bildern zu Betrachtungspunkten, im Kern sind es hundert, an denen entlang das Leben Christi (im Buch in nicht-chronologischer Reihenfolge) in seinen heilsgeschichtlichen Bezügen erinnert werden kann. Zu jedem Betrachtungsgegenstand soll der Leser ein Gebet selbst formulieren können, für die Fridolins Ausführungen nur die Grundlage bilden, der ‚Schatzbehalter‘ versteht sich damit recht eigentlich als Anleitung zum Gebet.

In einem weiteren Kapitel trägt P. das zusammen, was man zur Entstehungsgeschichte der Handschrift sagen kann. Erst in diesem Zusammenhang werden ziemlich knapp die allerdings häufig stark beschnittenen Beischriften besprochen, die von insgesamt sechs verschiedenen Händen auf die Seitenränder um die Rahmen der Zeichnungen oder auch innerhalb der Rahmen auf freie Flächen in den Bildeinheiten geschrieben worden sind. Vermutlich stammen sie zum größten Teil schon aus der Zeit der Entstehung des ‚Bilderbuches‘ und gehören somit zur ursprünglichen Konzeption. Ebenfalls in den Blick kommen nun einige weitere kürzere Texte, die auf je zwei Lagen dem ‚Bilderbuch‘ bei dessen Erweiterung zum Gebetbuch beigegeben worden sind. Für einen Block unikal überlieferter Texte kann P. sogar eine aus der Basler Kartause stammende Handschrift als direkte Vorlage wahrscheinlich machen (Basel, UB, Cod. A XI 62). Es folgt eine Zusammenstellung dessen, was wir über Ursula Begerin und ihre Familie sowie deren Stellung in der Straßburger Gesellschaft wissen, verbunden mit einer sehr knappen Geschichte des Straßburger Reuerinnen-Konventes. Ulrike Bürger steuert abschließend eine kurze Besitzergeschichte der Handschrift ab der Auflösung des Reuerinnenklosters 1972 bei.

Fazit. – Zusammen mit den dokumentarischen Beigaben, namentlich natürlich den Farabbildungen der gesamten Handschrift mit einer sehr sorgfältigen Transkription aller Texte, liegt also die Aufarbeitung einer einzelnen spätmittelalterlichen Handschrift vor, wie es sie in dieser Ausführlichkeit vermutlich noch nicht gegeben hat.

Zusätzlich an Gewicht gewinnt die Untersuchung, weil es im Grunde mehrere Untersuchungen sind, die die jeweilige Fachexpertise mit einbringen. So ist es beispielsweise ein wirklicher Gewinn, sowohl die Überlegungen von H. als auch die von P. zur Darstellung einer betenden Frauenfigur vor einer Hostie zu lesen, die offen-

sichtlich sowohl für die Erstbesitzerin um 1400 wie auch für die späteren Besitzerinnen des Gebetbuches eine wichtige Identifikationsfigur darstellte (Bd. 1, 371–374 bzw. 388–392). Sowohl H. wie auch P. kommen im Grunde zum selben Resultat – die Frau ist weder identifizierbar noch klar einem Orden oder einer klar abgegrenzten Gemeinschaft zuzuordnen –, sie argumentieren aber je etwas unterschiedlich und unter Heranziehung unterschiedlicher Belege. Damit wird ein Bezugsrahmen aufgespannt, der das Ergebnis der Überlegungen breiter abstützt, als es der einzelne Autor alleine zu tun vermöchte.

Das Buch ist ganz offensichtlich sehr sorgfältig redigiert und sehr aufwendig gesetzt worden. So hat man etwa für die kunsthistorischen Teile ein einspaltiges Layout gewählt, das auf breiten Seitenrändern Platz für zusätzliche Vergleichsabbildungen lässt (insgesamt sind es 543!), während die restlichen Teile zweispaltig eingerichtet wurden. Daraus resultiert ein immer leicht lesbarer Text. Auch die Qualität der durchgängig farbigen Abbildungen ist hervorragend. Was mir fehlt: Ich meine, es wäre für die zukünftige Forschung ein Gewinn gewesen, wenn man die zahllosen angeführten Gebete, die lateinischen wie die deutschsprachigen, über ein Register der Gebets-Initien erschlossen hätte. Das hätte die Arbeit mit dem neu in die Forschung eingeführten Material wesentlich erleichtern können.

Die vorbildliche kunsthistorische und literaturwissenschaftliche Erschließung machen aus der vorliegenden Publikation ein Referenzwerk für die zukünftige Forschung auf dem Gebiet der Gebetbuchliteratur und ein Vorzeigebeispiel für fächerübergreifende Zusammenarbeit.

Stefan Matter

Christian Kiening, *Literarische Schöpfung im Mittelalter*, Göttingen 2015 (Wallstein Verlag), 224 S.

Christian Kiening's latest monograph provides a lucid and sophisticated account of attitudes to human creativity in the pre-modern period, with particular reference to medieval German literature. For many patristic and medieval thinkers, Augustine's claim that *solus creator est deus* remains axiomatic: the human artist might be described as a *factor* or an *artifex*, capable of reshaping or reconfiguring material already in existence, but only God has the power to create something out of nothing. It is nonetheless possible to tease out, as K. does, certain intellectual and rhetorical strands within medieval literature that undercut this absolute distinction between the divine *creator* and the human *artifex*.

Chapter One sets out the parameters of the project: K. explains that he is not aiming to provide an overall assessment of how medieval texts address the scope of literary creativity, nor to contribute to the debate on vernacular fiction and fictionality: «Vielmehr richte ich den Fokus auf einen Ausschnitt, nämlich auf mittelalterliche Texte, die sich auf die Erschaffung der Welt beziehen, wie sie in der ‹Genesis› oder im ‹Timaios› geschildert werden, und die dabei explizit oder implizit auch das Verhältnis zwischen dem Schöpfungsakt bez. -bericht und dem vorliegenden Werk aufwerfen.» (33)

Chapter Two addresses the nature of time and eternity in relation to the creation of the world. This piece of analysis – perhaps the most intellectually challenging section of the book – spans an elegant arc from Augustine to Mechthild von Magdeburg, via the School of Chartres, Alan of Lille, Frauenlob and the author of the *‘Anegenge’*. K. summarises Augustine’s attempts to harmonise the apparent conflict between the Genesis account of creation as process spread over six days, and the claim made in Ecclesiasticus 18:1 to the effect that all of creation happened simultaneously (*qui vivit in aeternum creavit omnia simul*). Whilst Augustine tends to favour the idea of creation as a single act and to interpret the six days from Genesis allegorically rather than literally, the twelfth-century philosophers associated with the School of Chartres are not content with this approach, but want to engage with the literal specifics of the Genesis account as a means to understanding the materiality of the world. Furthermore, in the writings of key figures such as Thierry of Chartres, Clarenbaldus of Arras, and Bernardus Silvestris, theology and philosophy intersects with rhetoric as well as with natural science. K. also draws attention to the tendency to address the topic of creation through the construction of myth and the deployment of personifications: in other words, cosmology and cosmogony go hand in hand. The poetological dimension becomes clearer in *‘De planctu naturae’*, the philosophical allegory by Alan of Lille, in which the figure of Genius – the companion of Natura – embodies the process of textualization as he effectively *‘writes’* the world into an orderly existence. Turning to the medieval German context, K. shows how many of the questions that preoccupied professional theologians were also treated with varying levels of sophistication by vernacular poets – e. g. What was God doing before he created time? Or, How does the fall of the angels fit in with the creation of the world? Unsurprisingly, the handling of temporality is particularly complex in Frauenlob’s *‘Kreuzleich’*, which uses metaphors of mirroring, flowing and leaping in order to view the workings of the Trinity through the filter of created time. The chapter closes with a short case-study on Mechthild, in which K. highlights the way in which visionary experience grants the religious subject direct experience of the creation of the world and of the *consilia trinitatis*. At the same time, Mechthild’s book – with its parchment, its words and their resonance – is said to signify the Trinity, in such a way that the human artefact is also a piece of divine communication: *«Materiell, inhaltlich und performativ eröffnet sich die dreifaltige, das Ganze der Zeit umschließende göttliche Natur.»* (80)

By contrast with this treatment of time as an abstract entity, Chapter Three moves on to the specifics of history and of its literary representation. Here, K. combines two strands: on the one hand, the relationship between salvation history and world history, and on the other hand, the poetological potential of myths of origin, exemplified most obviously in the topos of the literary prologue that models itself on the six days of creation. The first part of the chapter provides subtle and contrastive close readings of the *‘Annolied’* and the *‘Ezzolied’*. Next, K. turns his attention to Latin and German chronicles, focusing particularly on the *‘Weltchronik’* of Rudolf von Ems and the anonymous *‘Christherrechronik’*. For K., Rudolf constitutes the pre-eminent mediaeval German example of the *poeta re-creans*, *«allerdings auch hier*

nicht mit dem Anspruch, eine der Schöpfung analoge Dichtung zu schaffen, sondern mit dem Versuch, beide im rhetorischen Spiel einander anzunähern.» (108) Although God remains not only the object of Rudolf's literary discourse, but also its «Ermöglichungsgrund» (112), the text also foregrounds the rhetorical achievements of the human author in a number of ways, for example in the acrostic spelling out Rudolf's name, in the careful differentiation between different technical terms pertaining to literary activity (*sprechen, tihten, bescheiden, berihten*), and in the implicit suggestion that the shaping of the text reflects some of that *meisterschaft* that pertain primarily to God. In the «Christherrechronik» (which stands in an intertextual relationship with Rudolf's chronicle), the articulation of professional pride is taken a step further, with the narrator boasting in the prologue that he is about to start the best *rede* ever composed in German. The favoured rhetorical mode is specifically that of the «geblümete Rede» (more famously associated with Frauenlob and Heinrich von Mügeln). The narrator describes his own text as *bluend*, linking this with the way in which God made the world blossom at the beginning of time: «Kaum irgendwo wird die Einführung zwischen dem Gegenstand und der Rede über ihn, der Schöpfung und der Schöpfungsdarstellung deutlicher.» (122–123)

Chapter Four, with the heading «Wortkunst» uses the parallelisms between the opening of Genesis (*In principio creavit Deus caelum et terram*) and the opening of the Fourth Gospel (*In principio erat Verbum*) as a spring-board for tracing literary reflections that link the Word of God with words about God. In this context, the figure of John the Evangelist plays a key role as the visionary witness to the working of the Trinity – and as the archetypal human author who transmitted his insights to others. The key authors in this chapter are Meister Eckhart, with his metaphor of the religious subject as a *bîwort* or «adverb» in relation to God; Heinrich von Mügeln, whose «Spruchdichtung» and allegorical poetry are fundamentally concerned, not only with the relationship between cosmology and salvation history, but also with the capacity of the literary *meister* to do justice to this subject-matter; and the author of an anonymous «Meisterlied» setting out the nature of the logos in the intricate metrical form of Frauenlob's «Langer Ton». K. does not press his findings too far: although the «Meistergesang» of the fifteenth and sixteenth centuries shows a marked interest both in the creation of the world and in literary craftsmanship, this does not provide enough of a basis for postulating an explicit «Poetologie des Schöpferischen» (173).

In the brief closing chapter, K. provides certain pointers towards developments in the early modern period: whilst there is no abrupt change, writers of the sixteenth, seventeenth and eighteenth centuries are increasingly confident in the human capacity to display the kind of artistic originality demonstrated by God in his creation *ex nihilo*. This belief in the human potential to create fresh worlds underpins, for example, the claim by the Italian humanist Julius Caesar Scaliger that the poet is as an *alter deus*, or the assertion by Sir Philip Sidney that man moves freely within the *Zodiack of his owne wit*. K. concludes that the notion of human creativity has evolved in a complex, nuanced and non-linear way: «Die Zeit vor dem 18. Jahrhundert reduziert sich, so gesehen, nicht auf die Vorgeschichte der Idee des schöpferi-

schen Menschen. Sie enthüllt vielmehr ein Reservoir von Ermächtigungen und Entmächtigungen menschlicher Kreativität, ohne das die Emanzipation dieser Idee nicht denkbar wäre.» (183)

This book differs somewhat from most academic monographs in that there is no explicit discussion of recent scholarship in the body of the text. Instead, the focus there is firmly on close reading of the primary texts. K.'s analysis is of course anchored in the vast body of secondary literature that is referenced in the endnotes, but unless the reader decides actively to engage with the endnotes, he or she will not get much sense of how earlier scholars have tackled many of the individual issues that feature in this book. The absence of a bibliography is also somewhat surprising. That being said, the range of references in the endnotes is commendable, covering the range of scholarship in English and German in an exemplary manner.

Overall, this is a very attractive and successful book, which, notwithstanding its thematic complexity, will also appeal to a readership extending beyond the immediate circle of professional medievalists. One of its most appealing features is the sheer range of texts and genres, which K. adduces in the course of his analysis: he not only subjects individual texts to convincing and closely argued interpretations, but also succeeds in integrating them all into a coherent thematic framework.

Annette Volfing

Rebekka Nöcker, *Volkssprachiges Proverbium in der Gelehrtenkultur. Ein lateinischer Fabelkommentar des 15. Jahrhunderts mit deutschen Reimpaarepimythien. Untersuchung und Edition (Deutsche Literatur. Studien und Quellen 16)*, Berlin/Boston 2015 (Walter de Gruyter), XI + 901 S., 20 Abb.

Rebekka Nöcker legt mit ihrer Arbeit zu den in einen lateinischen Fabelkommentar zum ›Anonymus Neveleti‹ inserierten deutschsprachigen Reimpaarepimythien eine interdisziplinäre Studie vor, die Fragestellungen der Fabel-, Kommentar- und Proverbienforschung sowie Ansätze der Material Philology, Übersetzungstheorie, Wissens- und Bildungsgeschichte verbindet. Damit sind nur die wichtigsten Perspektiven dieser beeindruckenden Arbeit benannt, die mit 901 Seiten den üblichen Umfang einer Dissertationsschrift weit überschreitet.

Die 60 mittellateinischen Fabeln des ›Anonymus Neveleti‹ entstanden wohl Ende des 12. Jahrhunderts als Versifizierung des ›Romulus‹-Fabelkorpus und sind bis ins 16. Jahrhundert Teil des Kanons lateinischer *auctores* geblieben. Diese Fabeln weisen den «neu eingebrachten Formtyp des knappen, einprägsamen Erfahrungssatzes» (6f.) in einem oder zwei Distichen auf, der in lateinischen Florilegien und Proverbiensammlungen des 14. und 15. Jahrhunderts auch separat überliefert wird. Aus dem 15. Jahrhundert finden sich zweisprachige Ausgaben, die mit diesen ›Proverbia Esopi‹ auch ihre Übertragungen in deutsche Reimpaare überliefern. Am Beginn der Arbeit stand offenbar die Frage nach Herkunft und Funktion dieser zweisprachigen Proverbiensammlungen, doch behandelt N. in einer viel umfassenderen Analyse eine Gruppe von lateinischen Fabelkommentaren aus dem Zeitraum 1459–1485, welche

die volkssprachigen Reimpaarepimythien integrieren und auf die, das sei vorweggenommen, auch die separate Überlieferung in den gedruckten Proverbiensammlungen zurückzuführen ist. Zur Klärung der text- und wissensorganisierenden Funktion dieser Epimythien sucht N. ihre Überlieferung, Rezeption und insbesondere die Gebrauchslogik ihrer Integration in den lateinischen Fabelkommentar herauszuarbeiten. Das zugrundeliegende komplexe Text-Ensemble aus Versfabeln, Fabelkommentar und Glossierungen bezeichnet sie – etwas sperrig, aber in dieser Differenzierung sicherlich sinnvoll – als «Fabelkommentar mit deutschen Reimpaarepimythien».

Dem im einleitenden Kapitel I klar formulierten Frageinteresse der Arbeit korrespondiert ihr gut strukturierter Aufbau. N. stellt den analytischen zunächst solche Kapitel voran, die das schwer zugängliche Material erschließen. Sie untersucht die zeitgenössische Reflexion der Funktion der Fabelepimythien und den Ort ihrer Überlieferung (Kap. II), es folgt die ausführliche Beschreibung der sechs Handschriften (Kap. III) sowie die Rekonstruktion ihres Bildungsumfelds (Kap. IV). In den folgenden Kapiteln widmet sich N. dem Aufbau und der Kommentierungstechnik des Fabelkommentars (Kap. V), den darin integrierten volkssprachigen Reimpaarepimythien unter den Aspekten Übersetzungstechnik und Funktion (Kap. VI) sowie den im Kommentar verwendeten Quellen (Kap. VII). Die Arbeit bildet somit einen komplexen Erkenntnisprozess ab und besticht durch Nachvollziehbarkeit in der Argumentation sowie Strukturiertheit der dargelegten umfassenden Wissensgebiete und -bestände. Geschickt geleitet die Verfasserin durch die unterschiedlichen Analyseebenen und baut auf den gewonnenen Erkenntnissen auf, die Ergebnisse der einzelnen Kapitel fasst sie jeweils konzise zusammen. Einzig das Kapitel VII zu den zitierten Quellen bietet analytisch nicht viel Neues, die instruktive Übersicht über die in der Leithandschrift zitierten Quellen (479–482) hätte man stattdessen auch gut im Anhang abdrucken können.

In Kapitel II.1 widmet sich N. der Gattungseinordnung der «*Proverbia Esopi*». In den *accessus* der Fabelkommentare wird das Verhältnis von *prodesse* und *delectare* klar differenziert: Während die Fabelnarration unterhält, soll das Epimythion erbauen, erscheint also im Verständnis der Kommentare als «aus der Narratio lösbare, autonome lehrhafte Sinneinheit» (23). Graphische Markierungen und Glossierungen belegen zudem eine «(intendierte) bevorzugte Beschäftigung mit diesen Textelementen» (34), die gerade in den bilingualen Mischformen unterschiedlichen Unterrichtszielen dienen kann, der sprachlichen Übung ebenso wie der Einübung von «Verhaltensregeln und Erfahrungssätzen» (44). Die Kapitel II.2 und II.3 bieten einen Überblick über das Spektrum der lateinischen und gemischtsprachigen Überlieferung. In der losgelösten Überlieferung in Florilegien und Exzerpten werden, indem die Textaussage der Fabel konserviert wird, ohne dass hierfür der Bezugstext noch abgedruckt werden müsste, die Epimythien «zur zitierbaren Größe» (46).

Über die von der älteren Forschung benannten vier Textzeugen hinaus, darunter am prominentesten der sog. «Breslauer Äsop» (Wrocław, BU, II Q 33; = Wr<sup>1</sup>), bestimmt N. in Kapitel III als Kerngruppe sechs Handschriften. Durch Einbeziehung der Codices Wrocław, BU, IV Q 81 (= Wr<sup>2</sup>) und Praha, NkČR, I. C. 26 (= Pr) konstituiert sich eine Gruppe ostmitteldeutscher Handschriften, wodurch sich nicht zuletzt

auch der ›Breslauer Äsop‹ funktionsgeschichtlich neu bestimmen lässt. Daneben steht eine Gruppe von drei Handschriften aus dem südostdeutschen Raum.

Neben der z. T. erstmaligen Erschließung dieser Kommentargruppe durch ausführliche Handschriftenbeschreibungen (71–123) macht N. ihre Analysegrundlage in einer Edition verfügbar (541–749). Diese ergänzt die von Aaron E. Wright vorgelegte Ausgabe nach einer der Gruppe nahestehenden Handschrift Cod. Guelf. 185 Helmst. (*The Fables of ›Walter of England‹*, ed. from Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Codex Guelferbytanus 185 Helmstadiensis by Aaron E. Wright, Toronto 1997). N. ediert sowohl den Versfabeltext als auch den Kommentar kritisch unter Dokumentation aller sechs Textzeugen sowie die Interlinearglossen nach der Leithandschrift Wr<sup>2</sup>. Die Edition kann an dieser Stelle nicht besprochen werden, da dies den Rahmen sprengen und überdies die Kompetenzen der germanistischen Rezensentin überschreiten würde.

Kapitel IV widmet sich den Überlieferungsverbänden, Sammlungs- und Bibliothekskontexten dieser sechs Codices. Anhand von Schreiberbiographien und Analysen der volkssprachigen Anteile erstellt N. Gebrauchsprofile der einzelnen Handschriften. Besonders ausführlich untersucht sie Wr<sup>2</sup>, ein Lehrerhandbuch des Leipziger Studenten und späteren Succentors der Lübener Stadtpfarrschule Georg Naustat, das eine wichtige Quelle für Lehrprogramm und Unterrichtsmethoden höherer Bildungsinstitutionen in Ostmitteleuropa bildet. Die hier dokumentierte Verwendung der volkssprachigen Proverbien situiert N. im humanistischen Bildungsprogramm: Im Rahmen des Grammatikunterrichts dienen diese dazu, bestimmte Aspekte der Fabelausslegung zu markieren und memorierbar zu machen. Die intensive Textpräparierung im Kommentar gibt zudem Aufschluss über zwei spezifische Formen des Fabelgebrauchs im Unterricht: Während die Versfabeln als Lektüretexte dienen, bildet der Kommentar einen «Demonstrations- und Übungsgegenstand für den hermeneutischen Umgang mit zitierfähigem Textmaterial» (166). Mittels Organisation über Titel und Themenstichworte werden die Fabeln zudem in Bezug auf ihr Auslegungspotential aufbereitet. Knapper fallen die übrigen Kontextmodellierungen aus. In Bezug auf Wr<sup>1</sup>, die aus dem Besitz des Dominikanerklosters St. Adalbert in Breslau stammt und neben geistlichen Schriften zum kanonischen Recht den ›Breslauer Äsop‹ enthält, fällt N.s Behandlung auch der polnischsprachigen Forschung positiv auf. Für den Fabelkommentar kann sie die Thesen Wrights, dieser sei für den Schulunterricht verwendet worden, in Richtung einer «primär geistlichen Gebrauchsfunktion» (219) im Rahmen der Predigerausbildung perspektivieren. Auch die Untersuchung der fragmentarisch überlieferten Handschrift Pr gibt Anlass zu Überlegungen grundsätzlicher Art, etwa zur Leistung der Fabelkommentare bzw. der Marginalglossen für die «geistliche Erschließung der Fabeln gerade unter reziproker Inbeziehungsetzung von Fabelepithymion und Kommentar» (244). In diesem Codex werden katechetisch-liturgische Gebrauchs- und Erklärungstexte als «privates Lehrerhandbuch» (251) zur Verfügung gestellt, wobei der Fabelkommentar in Kombination mit alttestamentlichen *Historiae* der Einübung in die Allegorese dient. Die Untersuchung der südwestdeutschen Handschriften zeigt ebenfalls eine «signifikante Überlieferungsgemeinschaft mit Texten zur lateinischen artistischen Bildungsliteratur einerseits und zur praktischen Theologie

andererseits» (313). Während München, BSB, Clm 19667 (= M<sup>3</sup>), ein Kompendium des Ambergers Ulrich Nadler, die Bildungs- und Karrierevoraussetzungen in humanistischen Unversitätskontexten beleuchtet und somit in Bezug auf literatursoziologische und bildungsgeschichtliche Fragen Quellenwert besitzt, bietet München, BSB, Clm 7680 (= M<sup>1</sup>) mit Studientexten für das triviale Grammatik- und Rhetorikstudium sowie einem dokumentierten Benutzerwechsel zwischen den Universitäten Wien und Ingolstadt Aufschluss über «Praktiken der Textbeschaffung und -wiederverwendung im spätmittelalterlichen Studienbetrieb» (309). Für den geistlich-didaktischen Gebrauch bestimmt ist dagegen München, BSB, Clm 14703 (= M<sup>2</sup>), ein Kompendium spätmittelalterlicher Schultexte. Insgesamt zeigt sich das flexible Textensemble des Fabelkommentars als geeignet für durchaus unterschiedliche Nutzungsinteressen: Es dient zur lateinischen Sprachübung, stellt Mustertexte bereit und bietet Material zur Fabeldeutung, führt aber auch in die Kommentierungstechnik des Autoritätenzitats ein und bildet einen Fundus für den Predigtgebrauch oder die exegetische Übung.

In Kapitel V analysiert N. die verschiedenen Kommentierungstechniken und Auslegungsebenen anhand der *accessus* sowie der durchgängig einheitlich aufgebauten Einzelfabelkommentare, die jeweils einen *autor-docet*-Teil, eine Prosaparaphrase der jeweiligen Fabel (*fabula*-Teil), einen *ad-propositum*-Teil zur moralisch-tropologischen Auslegung sowie einen ausdeutenden *allegorice*-Teil enthalten. N. stellt für den *autor-docet*-Teil den konsequenten Gebrauch der Gattungsterminologie heraus, was Beherrschung und bewussten Einsatz der unterschiedlichen Ebenen und Wirkungsstrategien verrät. In der Untersuchung der *ad-propositum*-Abschnitte zeigt sie grundlegende Deutungspraktiken allegorischer Lektüreverfahren auf. Der moralische Sinn der Fabel, so wird deutlich, ist nicht in der *narratio* fixiert und muss lediglich herausgelöst werden, sondern entsteht jeweils erst im Ineinandergreifen der unterschiedlichen Kommentierungsebenen. N.s Untersuchung bietet somit einen perspektivenreichen Einblick in die Wirkungsweisen der Fabel aus den Techniken ihrer Kommentierung heraus. Der Befund, dass die allgemeinen Lehren der Epimythien nicht immer zur Fabelhandlung passen wollen, weil ihrer Formulierung umfassende abstrahierende Kommentierungen vorausgegangen sind, ist auch für andere Korpora weiterführend, da die von der Fabelforschung meist postulierte Eindeutigkeit der Fabellehre für ihre mittelalterlichen gelehrten Rezipienten offenbar so gar nicht gegeben ist. Das Verfahren, mehrere Deutungseinheiten hintereinander zu schalten, dient zudem der Wissensorganisation nicht zuletzt auch darin, «dass sie sich für die absichtsvolle Verknüpfung mit einem nicht selten kumulativ dargebotenen Autoritätenwissen nutzen lassen» (384). In der Synthese ihrer Befunde zu Layout, Kommentierungspraxis und Gebrauchssituation kann N. die Flexibilität und Dynamizität des Fabelkommentars, seine Konzeption als «locker gehandhabtes Verweissystem auf ein Gefüge ineinandergreifender Fabellehren» (406) herausstellen. Indem er Deutungswissen und Methodeninventar etabliert, Zitiertechniken, Argumentationsformen und Auslegungsmodi bereitstellt wie auch Hilfsmittel zum Auffinden von Stellen und Methoden ihrer intellektuellen Aufbereitung anbietet, zeigt sich der Fabelkommentar als ein Meta-Kompendium, das von den verschiedenen Benutzern (oder, wie das Beispiel Georg Naustats zeigt, von ein- und demselben Benutzer in verschiedenen

Bildungsphasen) je unterschiedlich genutzt werden kann. Auch das an den *allegorice*-Abschnitten vorgeführte Spektrum an Gebrauchsformen für die geistliche Auslegung ist vielfältig. Hier werden Interpretationsmuster zur Verfügung gestellt und basale Modi der Fabelallegorese vorgeführt, aber auch die Pluralität allegorischer Lesarten vermittelt. Über die Vermittlung der «Semantik gängiger Deutungsmodelle» (424) wird der Benutzer zur selbständigen geistlichen Fabelerklärung befähigt, wobei der Kommentar zusätzlich der Einübung in Sprechweise und Vokabular der Homiletik dient. Die «feste inhaltliche und argumentative Textstruktur» (427) gewährleistet gerade auch in ihrer materiell-visuellen Einrichtung den selektiven Zugriff und die verlässliche Identifikation der unterschiedlichen Auslegungsebenen im Gebrauch.

In Kapitel VI untersucht N. schließlich die Funktion der deutschsprachigen Reimpaarepimythien. Auf Grundlage ihrer vorangegangenen detaillierten Analysen kann sie nun dafür argumentieren, dass die inhaltlich-semantische Prägung der Reimpaarepimythien «vielfach Resultat der lateinischen Kommentierungspraxis» (436) ist, woraus sie schließt, dass der Kommentator selbst auch die Reimpaarepimythien verfasst hat. Als optisch abgehobenes und zugleich integrales Kommentierungswerkzeug sichern diese in prägnanter, leicht memorierbarer Form «das moralische Deutungskondensat der Fabel» (462) und geben «den hohen Stellenwert der Textorganisation für die Wissensorganisation zu erkennen» (496). Als eine weitere Funktion benennt N. intellektuellen Reiz und Ausdruck von Souveränität in der sprachlichen Beherrschung. Diesen «Umgang mit einem volkssprachigen Prestigeobjekt» (498) stellt sie in den Kontext des umfassenden bildungsgeschichtlichen Wandels, der sich maßgeblich in den Übersetzungstätigkeiten an der Artistenfakultät der Universität Leipzig um 1500 manifestiert. Indem die mehrschichtigen Fabelkommentare im Verlauf des Untersuchungszeitraums in die humanistischen Bildungsprogramme eingehen, verlieren sie zunehmend ihre alte Funktion. Sie werden aus den scholastischen Deutungszusammenhängen sukzessive herausgelöst, bleiben aber gleichwohl – das ist das Faszinierende an den Transformationen, die N. beschreibt – implizit an deren Auslegungswerkzeuge gebunden. Selbst die separaten Druckfassungen, in denen der Bezug der Reimpaarepimythien zu den lateinischen Kommentierungen nicht mehr sichtbar ist, transportieren noch deren Umakzentuierungen.

Damit sind Befunde, Ergebnisse und Perspektiven dieser Arbeit indessen nur umrissen. Am Ende der Lektüre steht, wie N. selbst in Bezug auf die Handschriftenbeschreibungen formuliert, ein «Erkenntnisfortschritt, dem jede reduzierte Beschreibungsform abträglich wäre» (73). Zum Vorwurf machen kann man einem solchen Vorhaben seine Lust an der totalen Durchdringung seines Gegenstandes also nicht – vielmehr muss man diesem gewichtigen und gelehrten Buch viele weitere Leser und Nutzer wünschen.

Julia Weitbrecht

Comment le Livre s'est fait livre. La fabrication des manuscrits bibliques (IV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècle). Bilan, résultats, perspectives de recherche (Bibliologia 40), hg. von Chiara Ruzzier und Xavier Hermand, Turnhout 2015 (Brepols), 296 S., 47 s/w Abb.

Der zu besprechende Band ging aus einer im Mai 2012 in Namur abgehaltenen Konferenz hervor. In fünfzehn individuellen Abhandlungen werden eine Reihe unterschiedlicher Facetten der Frage untersucht, wie die Bibel ihre Form(en) als Buch annahm, sowie wann, wie und unter welchen Umständen sie sich wandelte. Der Rahmen ist dabei chronologisch, geographisch, thematisch als auch sprachlich sehr weit gefasst. Zwar liegt der Fokus zweifelsohne auf spätmittelalterlichen lateinischen Bibeln, doch reicht der behandelte Zeitraum von der Spätantike bis zum Buchdruck; es gibt neben Untersuchungen zu lateinischen Bibeln auch solche zu griechischen, deutschen, französischen sowie italienischen Bibeln; die Lokationen reichen vom Mittelmeerraum bis nach Schottland; und die Themen befassen sich mit Kanon, Format, Produktion und weiterem mehr. Dieses Potpourri bereitet dem Reiz des Bandes keinen Abbruch, ganz im Gegenteil: Es präsentiert einen weitgefächerten Ausblick auf die reiche kodikologische Geschichte der Bibel.

Patrick Andrist und Dan Batovici widmen sich in ihren Untersuchungen den spätantiken griechischen Codices Vaticanus, Alexandrinus und Sinaiticus. A.s Beitrag (‘La structure des *codex Vaticanus*, *Alexandrinus* et *Sinaiticus*. Questions ouvertes sur le canon, la fabrication et la circulation de ces bibles’, 11–38), der eine begrüßenswert kritische Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung vornimmt, analysiert die verschiedenen Schreiberhände und bietet kodikologische Beschreibungen der Handschriften sowie Überlegungen zur Abfolge, in der die Texte kopiert wurden. B. (‘The Less-expected Books in *Codex Sinaiticus* and *Alexandrinus*. Codicological and Palaeographical Considerations’, 39–50) befasst sich mit der Präsenz von Schriften der apostolischen Väter im Sinaiticus (Barnabasbrief und Hirte des Hermas) sowie im Alexandrinus (Clemensbriefe). Basierend auf seiner Untersuchung vertritt er die Meinung, dass die Inklusion dieser Schriften durchaus im Voraus geplant war.

David Ganz' sehr kurzer Beitrag (‘La bible palimpseste de León’, 51–58), in dem er Belege für die Existenz von Pandekten in Spanien vor dem 9. Jahrhundert sammelt, ist der einzige, der sich dem Frühmittelalter widmet. Sodann folgt ein Sprung ins Hochmittelalter mit den Arbeiten von Nadia Togni (‘Analyse de la décoration des initiales géométriques des bibles atlantiques’, 59–86) und Lila Yawn (‘Scribe-Painters and Clustered Commissions: Eleventh-Century Italian Giant Bibles and the Bamberg *Moralia in Iob*’, 87–110), die beide ihre Aufsätze den sogenannten atlantischen Bibeln widmen, also den großformatigen Bibeln, die ab Mitte des 11. Jahrhunderts in Italien entstanden.

T. insistiert, dass das Alleinstellungsmerkmal der atlantischen Bibeln keineswegs ihre Größe, sondern vielmehr ihre graphische und dekorative Uniformität sowie die einheitliche Textrezension sei. Desweiteren arbeitet sie heraus, dass bei der Dekoration der umbro-romanischen atlantischen Bibeln gewisse Regeln und Modelle befolgt

wurden. T.s Beitrag bietet zudem zusätzlich einen nützlichen Kurzüberblick über den Forschungsstand.

Y. stellt sich in ihrem Aufsatz die Frage, ob die atlantischen Bibeln in Serie gefertigt wurden, ob sich also ein System repetitiven Abschreibens nachweisen lässt, wie es bisher in der Forschung angenommen wurde. Als Testmodell für ihre Untersuchung zieht sie die frühen Handschriften dieses Typs, aus dem dritten Viertel des 11. Jahrhunderts, heran. Dabei kommt sie zu dem Schluss, dass die bisherigen Forschungsannahmen falsch waren. In einem ähnlichen Zeitrahmen wie die Arbeiten Y.s und T.s bewegt sich die Studie von Geneviève Mariéthoz (‹Monogrammes et initiales historiées introduisant la Genèse dans les bibles d'époque romane›, 111–130). Sie untersucht Gestaltung der Initialen und Monogramme im Buch Genesis in 55 romanischen Handschriften mit Hinblick auf karolingische und ottonische Einflüsse sowie Beziehungen zu den italienischen atlantischen Bibeln.

Strikt ortsgebunden präsentiert sich ein Aufsatz zu den Bibelformen Montecassinis aus der Feder von gleich fünf Autorinnen (Laura Albiero, Roberta Casavecchia, Erica Orezzi, Leda Ruggiero und Gaia Elisabetta Unfer Verre, ‹Modelli della Bibbia tra tradizione e innovazione: il caso di Montecassino›, 131–144). Sie erstellen eine epochenübergreifende ortsgebundene Studie auf der Basis von Bibelhandschriften des Klosters Montecassino, das eine bedeutende Rolle in der Geschichte der lateinischen Bibel spielt und sich ob seiner Stellung als einflussreiches kulturelles Zentrum durch die Jahrhunderte sowie einer reichen Überlieferung hervorragend hierfür eignet. 99 Handschriften wurden für die Studie herangezogen, von denen 23 in Beneventana geschrieben wurden, 18 einem karolingischen Muster folgten, und weitere 58 glossierte Handschriften aus dem 12. bis 14. Jahrhundert stammen. Anhand der ersten beiden dieser drei Gruppen wurde untersucht, welche Veränderungen Bibeln mit Hinblick auf Text, Grafik, Dekoration sowie Gebrauch im Lauf der Jahrhunderte (11.–14.) durchliefen. Die Autorinnen belegen, dass Montecassino im 11. Jahrhundert noch eine ganz eigene Tradition hatte, später aber mit Hinsicht auf kodikologische und graphische Aspekte Tendenz zu Uniformität zu anderswo produzierten Bibeln aufweist, wobei der Text aber weiterhin in der örtlichen Tradition verharrte. So zeigte sich der Einfluss der Pariser Bibeln im 13. Jahrhundert zum Beispiel in der Handschrift Montecassino 35: Der Text ist typisch für Montecassino, aber in diesem Pandekt findet sich auch das für Pariser Bibeln typische Glossarium *Aaz apprehendens*.

Der Beitrag von Pierre-Maurice Bogaert (‹Les préfaces des bibles latines. Essai de typologie et application a Job›, 145–154) widmet sich den zahlreichen in mittelalterlichen Bibeln vorhandenen Prologen. B. fasst für dieses weite Feld kurz den Forschungsstand zusammen, liefert eine kommentierte Basisbibliographie und bietet einen kurzen Überblick zu den Funktionen von Prologen und Nachworten zu biblischen Büchern allgemein. Es folgt eine knappe Fallstudie zu den vier bekannteren Prologen zum Buch Hiob.

Chiara Ruzzier (‹Continuité et rupture dans la production des bibles au XIII<sup>e</sup> siècle›, 155–168) behandelt die Bibelproduktion des 13. Jahrhunderts, einer radikalen Wendezeit in der Geschichte der lateinischen Bibel. Zehnmal mehr Bibeln als im vori-

gen Jahrhundert, so R., wurden im 13. Jahrhundert produziert, wobei die Nachfrage getrieben wurde von Studenten und den neu entstandenen Bettelorden. R. untersucht anhand mehrerer Indikatoren, ob sich der Entstehungsort von Handschriften trotz der scheinbaren Standardisierung, die durch das Aufkommen der Pariser Bibel Einzug hielt, anhand gewisser Indikatoren nachweisen lässt. Untersucht wurden hierfür Bibeln aus Frankreich, England und Italien mit Hinblick auf u. a. die Abfolge der biblischen Bücher; Zahl und Auswahl der Prologe; Kapiteleinteilung; sowie Lagenstruktur. So zeigte sich, um nur ein Beispiel zu nennen, dass das Gebet des Manasse sich zwar normalerweise in aus Frankreich stammenden Pariser Bibeln findet, nicht aber in solchen, die in Italien produziert wurden. R.s wertvolle Studie zeigt Sorgfalt und Einsicht und erschafft ein Panorama der Unterschiede in einer auf den ersten Blick standardisierten Bibelproduktion.

Der Beitrag von Giovanna Murano (‘La glossa biblica tra testi-modello e codici d’autore’, 169–188) widmet sich der Entwicklung der *glossa ordinaria* anhand von Handschriften Alexanders von Stavensby und zeigt die Fluidität von Glossen. Mit den folgenden Beiträgen von Sara Natale (‘Les manuscrits de la Bible en italien (XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècles). Esquisse d’une analyse quantitative’, 187–206), Margriet Hoogvliet (‘Une archéologie de la lecture: interventions des scribes et traces des lecteurs dans les manuscrits de la Bible en français (XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècles)’, 207–230) sowie Olivier Deloignon (‘Voir le texte saint: aspects bibliologiques et iconographiques de l’édition incunable en haut allemand jusqu’à la Bible de Grüninger, 1485’, 267–280) geht der Band über zu den volkssprachlichen Bibeltraditionen. Basierend auf einem quantitativen Ansatz untersucht N. anhand einer vorläufigen Analyse *mise en page* und kodikologischen Aufbau italienischer Bibeln des 14. und 15. Jahrhunderts im Vergleich mit lateinischen und versucht, Spuren des Einflusses der lateinischen Tradition nachzuweisen. Festzuhalten bleibt vor allem, dass Bibeln in italienischer Sprache mit Hinblick auf ihre Größe nicht von den Pariser Bibeln, sondern vielmehr von größeren, monastischen Modellen geprägt waren. Bemerkenswert ist zudem, dass ein Großteil der italienischen Handschriften Papier als Beschreibstoff haben.

H., die den gleichen Zeitraum wie N. behandelt, ihre Mühen aber auf französische Bibeln konzentriert, diskutiert Beispiele von Schreiberinterventionen sowie von Spuren von Lesern. Sie macht sich stark für eine Zurückweisung der These, dass Laien keinen Zugang zum volkssprachlichen Bibeltext gehabt haben. D. schließlich befasst sich mit Wiegendruckern deutschsprachiger Bibeln bis 1485. Er kommt zum Schluss, dass deutschsprachige Bibeln graphische Innovationen nicht deshalb schnell aufnahmen, um mehr Exemplare zu verkaufen, sondern um sich wandelnden Lesepraktiken und einer sich wandelnden Leserschaft anzupassen. Zudem wandte sich die Produktion vor allem an Regularkanoniker unter dem Einfluss der *devotio moderna* sowie an Weltkleriker, die unzureichende Lateinkenntnisse hatten.

Eyal Poleg, der ausgewiesene Kenner der Geschichte der Bibel im mittelalterlichen Schottland, führt den Leser an die äußeren Grenzen Europas (‘The Bible in Medieval Scotland: Reassessing the Manuscript Evidence’, 231–246). Bemerkenswert ist im schottischen Falle, dass die Bibelproduktion der Umkehrung des sonst verbreiteten Musters folgt: die Handschriftenproduktion scheint im späten Mittelalter weniger

verbreitet als früher. Schottland vertraute stattdessen auf die Einfuhr von Handschriften. Wichtigster Lieferant war dabei im 13. Jahrhundert vor allem Oxford. Von P. untersuchte Bibeln zeigen dabei, dass die anderswo gefertigten Handschriften dann folgend in Schottland modifiziert wurden, zum Beispiele durch Anmerkungen und Zusätze wie Kalender.

Renaud Adams Aufsatz (*Le Livre et l'Imprimerie: étude sur la production des bibles latines au XVe siècle*, 247–266) befasst sich schließlich mit der Problematik des Bibeldrucks im 15. Jahrhunderts. Auf der Basis von 170 Inkunabeln erörtert A., ob sich gewisse Orte als Zentren des Bibeldruckes herauskristallisierten (dies ist der Fall für Nürnberg, insbesondere für den Drucker Anton Koberger, und Venedig), und erforscht gleichzeitig die Entwicklung im Lauf der ersten 50 Jahre des Buchdruckes. Dabei stellt er zwei Wendepunkte fest. Zum Einen 1480, als sich Inhalt und Format änderten; und zweitens etwa 1490, als ein Markt für glossierte Bibeln aufkommt und zudem anstelle von freigelassenem Platz für Miniaturen Holzschnitte als Illustrationen benutzt werden.

Der abschließende Beitrag des Bandes ist die Zusammenfassung von Ezio Ornato (281–286), von der man sich erhofft hätte, dass sie die oft sehr disparaten Beiträge zusammenbringt und große Linien aufzeigt, Gemeinsamkeiten aber auch Unterschiede hervorhebt. Doch wird der Leser hier enttäuscht. Die beredten Schlussausführungen bleiben bestenfalls an der Oberfläche, beziehen sich so gut wie kaum auf den Inhalt des Bandes und scheinen das mündliche Schlusswort der Konferenz wiederzugeben. Hier hätte sich die Rezensentin mehr Analyse sowie Ausblick und Einblick gewünscht. Da die Autoren selbst untereinander keine Bezüge zwischen ihren jeweiligen Beiträgen aufzeigen, wäre es begrüßenswert gewesen, spätestens in der Zusammenfassung auf Verbindungen unter den einzelnen Aufsätzen hinzuweisen. Wie verbindet sich zum Beispiel die Aussage von Andrist, dass der modulare Aufbau der drei spätantiken Handschriften bedeutete, dass auch neue Texte eingefügt werden können, mit den Überlegungen von Batovici zum Inhalt des Sinaiticus und des Alexandrinus? In einigen wenigen Beiträgen wird zudem betont, dass sie bestenfalls vorläufige Zwischenergebnisse präsentieren. Das kann für den Leser wenig befriedigend sein, und die Vorläufigkeit macht sich zum Teil negativ bemerkbar.

Es wäre bei der Rezension eines so breit angelegten Sammelbandes ein Leichtes, Lücken aufzuzeigen und zu kritisieren. Denn ein Buch, das Aufsätze von solch weiter chronologischer wie geographischer Spanne vereint, vermag nicht alle Facetten abzudecken. Doch war eine alles umfassende Abdeckung nicht das erklärte Vorhaben. Das Hauptaugenmerk lag, wie im Vorwort angekündigt, darauf, unterschiedliche Aspekte der Handschriftenproduktion der Bibel zu beleuchten, und hierfür bieten die enthaltenen Beiträge einige sehr wertvolle und aufschlussreiche Schlaglichter.

Cornelia Linde

Hincmar of Rheims. Life and work, hg. von Rachel Stone und Charles West, Manchester 2015 (Manchester University Press), XIV + 309 S.

Hinkmar von Reims (802/810–882) ist nicht nur einer der prominentesten Bischöfe des früheren Mittelalters, sondern auch ein überaus produktiver Autor gewesen, der in den Bereichen des Kirchenrechts, der Geschichtsschreibung, aber auch der Beratung von Herrschern tätig war und zudem zahlreiche Briefe hinterlassen hat. Unser Bild des Westfrankenreiches und allgemein der späteren Karolingerzeit ist ganz wesentlich von Hinkmars Schriften geprägt. Gleichzeitig war er ein prominenter Akteur und oft selbst Partei in Streitfällen seiner Zeit, so dass seine Schriften, so umfangreich und informativ sie auch erscheinen mögen, mit quellenkritischer Vorsicht gelesen werden müssen. Zu Hinkmar existieren zwei umfangreiche Monographien von Heinrich Schrörs (Hinkmar, Erzbischof von Reims. Sein Leben und seine Schriften, Freiburg i. Br. 1884 [repr. Hildesheim 1967], 588 S.) und Jean Devisse (Hincmar, archevêque de Reims, 845–882, 3 Bde., Genf 1975–1976), die jedoch nicht mehr auf dem Stand der Forschung sind und in Sprachen publiziert wurden, die für ein anglophones Publikum nicht immer zugänglich sind. Diese Umstände haben Rachel Stone und Charles West dazu bewogen, die Vorträge mehrerer Sektionen auf dem International Medieval Congress in Leeds aus dem Jahr 2012 im Druck herauszugeben.

Die 14 Beiträge des Bandes werden von S. umfangreich und kundig eingeleitet (Introduction: Hincmar's world, 1–43). Sie arbeitet heraus, dass Hinkmar am Ende seines Episkopats als einer von wenigen über Erinnerungen an die Regierungszeit Ludwigs des Frommen verfügte und schnell in Kreise aufgestiegen war, wo er Persönlichkeiten wie Abt Hilduin von Saint-Denis (das Kloster, in dem Hinkmar erzogen wurde) und andere Repräsentanten der politischen und spirituellen Oberschicht des Frankenreiches kennenlernte. Nach der Rebellion gegen Ludwig dem Frommen († 840) musste Erzbischof Ebbo von Reims sein Amt zur Verfügung stellen, doch kehrte er einige Jahre später, als Reims im Einflussbereich von Kaiser Lothar I. lag, für kurze Zeit auf seinen Sitz zurück. Die in Verdun 843 vereinbarte Reichsteilung führte für Reims dazu, dass die Erzdiözese mehrheitlich im Westfrankenreich lag, teilweise aber auch zum Mittelreich Kaiser Lothars gehörte. Ebbo musste erneut fliehen, sein Sitz blieb während längerer Zeit vakant; es war Hinkmar, dem ab 845 die Aufgabe zufiel, den Reimer Erzstuhl zu konsolidieren. Der westfränkische König Karl der Kahle hatte diese Ernennung vorgenommen und wohl auch schon vorher von Hinkmars Kompetenzen profitieren können, da das Kapitular von Coulaines von 843, in dem die Verfassung des Westfrankenreiches festgelegt wird, wohl ihm zu verdanken ist (6).

Eines der Hauptprobleme war für Hinkmar nun die Frage, ob die von Ebbo vorgenommenen Ordinationen als rechtmäßig anerkannt werden sollten oder nicht. Zudem gab es zwischen den Kirchen von Trier und Reims Streit um den Primat. Ein weiterer Konfliktpunkt waren die Lehren des Mönches Gottschalk, der aus Sachsen kam, aber nun im Kloster Orbais ansässig war und somit in Hinkmars Zuständigkeitsbereich gehörte. Gottschalks umstrittene Positionen zur Prädestination veranlassten Hinkmar zu Stellungnahmen, mit denen er sich Gelehrte wie den Bischof

Prudentius von Troyes, Johannes Scottus Eriugena, Abt Lupus von Ferrières und Ratramnus von Corbie zu Gegnern machte. Die Parteigänger Gottschalks und die Anhänger des abgesetzten Erzbischofs Ebbo scheinen hierbei gemeinsam agiert zu haben. Wohl im Kontext der Frage nach der Legitimität der Absetzung Ebbos wurden in Corbie die sogenannten pseudoisidorischen Dekretalen gefälscht, die sich mit gegen Hinkmar gerichtet haben mögen.

Hinkmar erweiterte während seines gesamten weiteren Lebens die *«Vita Remigii»* erheblich und bereitete so den Boden für den Aufstieg des heiligen Remigius zu einem der vornehmsten Heiligen im Umfeld des westfränkisch-französischen Königtums. Auf Hinkmars Version der *Vita* geht die Legende vom Himmelsöl zurück, das eine Taube anlässlich der Taufe König Chlodwigs gebracht habe. Im Dienste des Königtums hat sich Hinkmar noch mehrfach hervorgetan, unter anderem bei der Zurückdrängung eines Einfalls Ludwigs des Deutschen (des Königs des ostfränkischen Reiches). Als sich im nunmehr abermals geteilten Mittelreich König Lothar II. von seiner Ehefrau Theutberga trennen wollte, fertigte Hinkmar ein umfangreiches Gutachten an (*«De divortio Lotharii regis et Theutbergae reginae»*). Diese Angelegenheit wurde auf mehreren Konzilen behandelt und gelangte auch zum Papst. Ab 861 übernahm Hinkmar die Redaktion der *«Annales Bertiniani»*, der westfränkischen Fortsetzung der sogenannten Reichsannalen, von Bischof Prudentius von Troyes und verlieh diesem Werk einen resolut westlichen Charakter mit zunächst eindeutiger Parteinahme zugunsten Karls des Kahlen. Er unterstützte seinen König beim Kapitular von Pîtres von 864, das unter anderem monetäre Reformen zum Inhalt hatte. Nach 870 jedoch mehrten sich die Probleme und Rückschläge. Mit seinem Neffen, Bischof Hinkmar von Laon, geriet er in schwere Konflikte, und Karl der Kahle setzte zunehmend auf jüngere Berater. In der letzten Zeit vor seinem Tod musste Hinkmar in einem Tragesessel vor den Normannen in Sicherheit gebracht werden. S. unterstreicht, dass Hinkmars Schriften, abgesehen von der *«Vita Remigii»*, in der Folgezeit auffallend schmal rezipiert wurden. Gleichwohl wurde die letzte französische Königsweihe im Jahr 1825 in Reims nach Hinkmars Krönungsordo vorgenommen. Dieser Einleitungsaufsatz bietet eine problemorientierte Einführung in Hinkmars Leben und Werk und kann daher auch als exzellenter Überblick gelesen werden.

Die weiteren im Band enthaltenen Aufsätze sind deutlich kürzer und haben oft die Vortragsform beibehalten. Hier können nur einige erwähnt werden. Janet L. Nelson (*«Hincmar's life in his historical writings»*, 44–59) zeigt, dass Hincmar ab 822 im unmittelbaren Kontakt zu höchsten Machthabern stand und bei Konzeption und Abfassung wichtiger Kapitularien beteiligt war; für den Prädestinationsstreit und Gottschalk von Sachsen unterstreicht sie, dass die Implikationen dieses Konfliktes über die theologische Streitfrage weit hinausgingen. Gottschalks Verurteilung in Quierzy 859 führte zur Verbrennung seiner Schriften und zu seiner Einweisung ins Kloster Hautvillers bei Épernay, gerade einmal 35 Kilometer südlich von Reims – ein Kloster, dessen Skriptorium zu dieser Zeit gerade den berühmten Utrechter Psalter geschaffen hatte. Gottschalk wurde also in Hinkmars Nähe in ein intellektuell sehr reges Umfeld gebracht. Hatte Hinkmar vielleicht vor, seine Fähigkeiten im Falle weiteren Wohlverhaltens für eigene Zwecke zu nutzen? Hinkmars Kontakte waren viel-

fältig und weitläufig; gleichzeitig warnt N. davor, Hinkmar leichtfertig Glauben zu schenken, da er für vieles der einzige Gewährsmann ist.

Christine Kleinjung (‘To fight with words: the case of Hincmar of Laon in the Annals of St-Bertin’, 60–75) vertritt die These, dass die beiden Hinkmare (Erzbischof Hinkmar von Reims und Bischof Hinkmar von Laon als dessen Neffe) ihren Streit mit Worten ausgefochten hätten. Im Zuge dieser Auseinandersetzung entstanden tatsächlich auf beiden Seiten mehrere Werke; gleichzeitig habe Hinkmar von Reims auch die Waffe des (Be-)Schweigens eingesetzt, da er in den ‘Annales Bertiniani’ nur einseitig berichte und Hinkmar von Laon als Rebell gegen Kirche und König dargestellt habe.

Als Karl der Kahle 877, inzwischen zum Kaiser gekrönt, zu einem Italienzug aufbrach, von dem er nicht zurückkehren sollte, berief er für seinen Sohn Ludwig (den Stammer) einen Beraterkreis, zu dem Hinkmar von Reims auffälligerweise nicht gehörte. Ludwig übernahm die Regierung, starb aber schon 879. Diese Phase der Neuorientierung und der folgenden Unruhe behandelt Margaret J. McCarthy (‘Hincmar’s influence during Louis the Stammerer’s reign’, 110–128). Ludwig hinterließ zwei Kinder aus einer ersten Ehe mit Ansgard, die anscheinend verstoßen worden war. Hinkmar von Reims wird als ausgewiesener Experte in solchen Angelegenheiten und mittlerweile dienstältester Bischof im Westfrankenreich sicherlich Stellung bezogen haben, allerdings sind dazu keine Zeugnisse erhalten. 879 unterstützte er diese Söhne aus der Verbindung mit Ansgard, um die Nachfolge im Frankenreich zu sichern.

Als erfahrener Gutachter in Rechtsfragen berief sich Hinkmar auf zahlreiche Quellen auch des profanen Rechts. Simon Corcoran (‘Hincmar and his Roman legal sources’, 129–155) gelingt es, hier die zugrundeliegenden Texte und sogar die noch erhaltenen Handschriften zu ermitteln (Berlin, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Phillipps 1741 und Paris, Bibliothèque nationale de France, latin 12445). Hinkmar nutzte römisches Recht, formulierte aber auch um und verwendete Zitate aus zweiter Hand. Einige Veränderungen der Textgrundlage mögen auch gezielt für seine Zwecke vorgenommen worden sein. Diese aktuellen Interessen geschuldete Aufbereitung des Materials kann auch bei Hinkmars Kapitularienbenutzung festgestellt werden, wie Philippe Depreux zeigt (‘*Hincmar et la loi* revisited: on Hincmar’s use of capitularies’, 156–169). Hinkmar griff nicht oft auf Kapitularien zurück, dann aber mit Vorliebe auf solche ehrwürdiger Aussteller (Karl der Große und Ludwig der Fromme) aus der Sammlung des Abtes Ansegis von Saint-Wandrille. Ebenfalls mit Hinkmars Kompositionstechnik setzt sich Marie-Céline Isaïa auseinander (‘The bishop and the law, according to Hincmar’s life of Saint Remigius’, 170–189). Die *Vita Remigii*, so I., sei eigentlich als Hinkmars Hauptwerk anzusehen, da er über Jahrzehnte hinweg daran gearbeitet habe und dort sein Programm und seine Überzeugungen dargelegt habe. Ein Bischof sollte das Recht nicht nur wahren, sondern auch weiterentwickeln. Gemeint ist in dem Fall Remigius, aber in Hinkmars Sicht mag das auch für die Gegenwart Gültigkeit gehabt haben. Da im 9. Jahrhundert die Teilnahme an Konzilen für Bischöfe zu den üblichen Aufgaben gehörten, habe Hinkmar derlei für Remigius schlicht erfunden. Die Remigius zugesprochenen Qualitäten

seien im Grunde austauschbar, doch zeige die beeindruckende Rezeption des Textes (mindestens 85 Handschriften) den Erfolg dieses Modells. Aufgrund der Länge von Hinkmars Vita sei diese jedoch seit dem 11. Jahrhundert nie wieder ungekürzt abgeschrieben worden. Anhand dreier Handschriften (Arras, Bibliothèque municipale, 199 (189) und 31 (823) sowie Rouen, Bibliothèque municipale, 1381) wird dieser Auswahlprozess demonstriert.

Der Aufsatz von Josiane Barbier (‘The praetor *does* concern himself with trifles: Hincmar, the polyptych of St-Remi and the slaves of Courtisols’, 211–227) zeigt, dass Hincmar sich auch mit vermeintlichen Details wie mit den Abgabepflichten von einzelnen Höfen befasste. In diesem Beitrag, der bereits in französischer Sprache erschienen ist (‘*De minimis curat praetor*: Hincmar, le polyptyque de Saint-Remi de Reims et les esclaves de Courtisols’, in: Auctoritas. Mélanges offerts à Olivier Guillot, hg. von Giles Constable und Michel Rouche, Paris 2006, 267–279), hier aber aktualisiert wurde, spürt B. Nota-Zeichen am Rand von Handschriften nach, die auf Hincmar zurückgehen dürften. Anscheinend hatten während der langen Sedisvakanz vor Hinkmars Amtsantritt über 40 Unfreie, die an diesem Hof ansässig waren, ihren Rechtsstatus in Richtung der Freiheit zu manipulieren versucht. Auch Charles West (‘Hincmar’s parish priests’, 228–246) widmet sich der dörflichen Ebene. Der lokale Klerus blieb oft über Jahrzehnte hinweg im Amt und sorgte so für Kontinuität, gleichzeitig aber auch für Beharrungskräfte, wenn es um die Durchsetzung von Reformen ging. Die Aufteilung von Bistümern in Archidiakonate, um einen besseren administrativen Zugriff auf lokaler Ebene zu erreichen, sei Hincmar zu verdanken. Im Falle von Fehlverhalten wurden Priester mitunter regelrecht angeschwärzt; Hincmar untersagte seinem ländlichen Klerus die Teilnahme an Trinkspielen und an Veranstaltungen mit Tanzbären, musste aber gleichzeitig aus pragmatischen Gründen vieles tolerieren, was er in seinen theoretischen Schriften grundsätzlich ablehnte.

Die letzten beiden Aufsätze des Bandes unterstreichen noch einmal die hohe Qualität der Beiträge: Matthew Bryan Gillis (‘Heresy in the flesh: Gottschalk of Orbais and the predestination controversy in the archdiocese of Rheims’, 247–267) kann die Kontroverse auf der theologisch-dogmatischen Ebene, aber auch der Ebene der persönlichen Netzwerke, der Geschichte der Konzile im Westfrankenreich und in ihrem historiographischen Niederschlag reflektieren und weist abschließend darauf hin, dass Gottschalk von Orbais, dessen Werke sich sogar erhalten haben (Bern, Burgerbibliothek, 584), im Nekrolog von Hautvillers sehr ehrenvoll erwähnt wird. Mayke De Jong (‘Hincmar, priests and Pseudo-Isidore: the case of Trising in context’, 268–288) geht von Klagen über einen Priester Trising aus, der, um einer Verurteilung zu entgehen, nach Rom gegangen sei und bei Papst Hadrian II. appelliert habe. Dieser Fall tangiert verschiedene Rechtsprobleme, die auch Thema der pseudoisidorischen Dekretalen sind. Diese kannte auch Hincmar von Reims, wenn er sich sonst auch meist auf die kirchenrechtlichen Sammlungen der Dionysio-Hadriana und der Hispana berief. Es wird deutlich, dass ein Argumentieren mit Pseudoisidor allein noch keine Erfolgsaussichten barg.

Der Band ist sorgfältig lektoriert und ansprechend gestaltet, von der Präsentation der Anmerkungen am Ende der Aufsätze einmal abgesehen, die lästiges Blättern

erfordert. Diverse Aspekte sind in der Forschung bereits bekannt gewesen, aber oft in anderen Sprachen publiziert worden, so dass der Band in der englischsprachigen Welt sicherlich ein dankbares Publikum finden wird, aber auch auf dem Kontinent seine Berechtigung hat. Die Herausgeber haben soeben eine kommentierte Übersetzung eines zentralen Textes herausgebracht (The divorce of king Lothar and queen Theutberga. Hincmar of Rheims's De divortio. Translated and annotated by Rachel Stone and Charles West, Manchester 2016).

Julian Führer